Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Amely Bölte, Julie Burow (Frau Pfannenschmidt), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ida von Düringsfeld, Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, A. von L., Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Eduard Maria Oettinger, Louise Otto, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1865. Zwanzigster Jahrgang. 1865.

Zweiundzwanzigster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Frau von Gampenstein.

Roman

von

Ernst Willkomm.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

Druck von J. L. Kober in Prag.

Erstes Kapitel.

Cäsar von Gampenstein und Rona.

Ostern war vorüber. Feld, Wald und Wiese legten ihre smaragdgrünen Lenzgewänder an und die aus dem fernen sonnigen Süden zurückgekehrten Singvögel gaben in der neu sich verjüngenden Schöpfung ihre ersten Morgenconcerte. Auch die Menschen schüttelten den letzten Trägheitsrest des langen Winterschlafs vollends ab und wurden wieder munter und regsam. Knaben und Mädchen streiften durch Flur und Busch, um Schlüsselblumen — im Volksmunde Himmelschlüssel genannt — und andere frühe, duftende Waldblumen zu pflücken und Sträuße daraus zu binden. Alle nur irgend erreichbaren jungen Weidenbäume aber wurden von der musikliebenden Jugend trotz der summenden Bienen, die Honig sammelnd um die goldgelb schimmernden Blütendolden der aufgesprungenen Knospen schwärmten, arg geplündert; denn wie könnte

die fröhliche Jugend, welche den Frühling recht behaglich genießen will, ohne aus saftigen Weidenruthen geschnitzte Flöten und Querpfeifen ein vergnügtes Leben führen!

Auf den Kämmen des Gebirgs, in tiefen, schattigen Berghalden und bewaldeten Felsschluchten lag noch tiefer Schnee, der auch auf den höchsten Kuppen der Berge nicht ganz geschmolzen war und manches am hellen Tage weiß glänzende Haupt früh am Morgen und abends im Kuß der Sonne rosig erglühen ließ. Der Kampf aber zwischen Winter und Frühling war zu Ende, der „alte Winter in seiner Schwäche“ hatte dem muskelkräftigen Frühlinge als Sieger beschämt das Feld räumen müssen.

Wärmere Lüfte noch wehten in westlicher gelegenen Gegenden. Am Rheine und jenseits dieses prächtigen Stroms standen die Bäume bereits in voller Blüte, und wer innerhalb enger Straßen großer Städte von gewerblichen Geschäften nicht festgehalten war oder einer unabhängigen Stellung im Leben sich erfreute, der traf Anstalten, für die nächsten Monate aufs Land zu ziehen. Die idyllischen Umgebungen der französischen Hauptstadt erhielten dadurch großentheils eine ganz neue Bevölkerung. Ein anderer, feinerer Ton, leichtere, gefälligere, vielleicht aber weniger gute Sitten zogen mit den Ankömmlingen aus Paris

in die gelüfteten und neu decorirten Landhäuser ein, und es begann jenes genießende Müßiggehen, auf welches die vornehme, die geldreiche Welt und jene dritte, die Beides nicht ist, wohl aber das glückliche Talent besitzt, mit dem Schaumgold berückenden Scheins und dem angeborenen Takt, Gutes wie Schlechtes meisterhaft nachzuahmen, Andere zu täuschen, so großen Werth legen.

Alle Wege, die nach den beliebtesten Orten führen, an die sich für die Kinder der großen Nation auch berühmte Namen und große Erinnerungen knüpfen, wimmelten von Equipagen, Reitern, Gesellschaftswagen und Cabriolets. Fußgänger, die mehr das Bedürfniß, frische Luft zu athmen und Vogelgesang zu hören, aus der tosenden Hauptstadt ins Freie lockte, ergingen sich in den Champs Elysées oder schlugen auch den Weg nach dem Boulogner Gehölz ein, wo Jeder sich nach Belieben ein Plätzchen zum Ausruhen suchen oder in anderer Weise sich des schönen Frühlingstages erfreuen konnte.

Fuhrwerke sah man auf dem Wege nach diesem Gehölz nicht in großer Anzahl; die wappengeschmückten Wagen des hohen Adels aus alten Legitimistenfamilien, die gegenwärtig wieder die erste Rolle in Paris spielten, fehlten gänzlich. Das Bois de Boulogne war das Eldorado des Kleinbürgers, des Epiciers, das Asyl für die

Bewohner des Quartier latin, der reizend gelegene Vogelherd, wo graziöse Grisetten mit Geschick und Glück ihre Netze stellten. Auch Abenteurer fanden sich daselbst ein, diese, um über das verlorene Glück sich zu trösten in grünem Waldesdämmer, jene, um Anhaltepunkte für neue Unternehmungen zu suchen und zu finden.

Ein char-à-banc von großer Einfachheit, auf dem zwei Männer und eine Frau saßen, hielt am Eingange zu dem Gehölz. Die Insassen des Wagens stiegen aus und der Führer desselben ward bedeutet, er möge warten.

„Nun müssen Sie unser Cicerone sein", sagte der älteste der Männer, sich an die Frau wendend, die sich mit scheuen Blicken umsah, als suche sie einen ihr bekannten Gegenstand. „Man hat mir die Versicherung gegeben, daß in diesem Holze nicht große Veränderungen vorgenommen worden seien. Die alten Häuschen sollen sogar noch alle stehen. Sind wir also nicht hintergangen worden, so muß sich hier für unsere Pläne ein Anhaltepunkt finden."

Die Frau, an welche diese Worte gerichtet wurden, schwieg und lies forschend ihre kalten Augen von Baum zu Baum schweifen, während der andere sehr hagere Mann mit seinem durchaus nicht eleganten Stocke, den ein ganz simpler Lederriemen ihm fester in die Hand drückte, die Kräuter und Gräser auseinander

bog, als suche er nach etwas Verlorenem. Ihrer Kleidung nach mußte jeder Pariser diese drei Personen für Landleute oder für Bürger aus einer kleinen Provinzialstadt halten. Nur wer sie sprechen hörte, erkannte in ihnen die Ausländer. Alle drei sprachen deutsch, der Aeltere, welcher die Frau anredete, mit leicht kenntlichem süddeutschen Accent.

„Ich werde mich bekennen, wenn wir weiter gehen und uns links halten", erwiderte jetzt die Frau. „Das Häuschen lag zwischen einer schönen Baumgruppe so versteckt, daß nur an einer Stelle der Straße sein Giebel sichtbar ward. Man gelangte auf einem Umwege, der zwischen üppigem Gesträuch fortlief, an die Gartenpforte. Die Gnädige hat manche halbe Nacht an dieser Pforte zuerst jubelnd vor Glück, später unter Seufzen, Thränen und Händeringen zugebracht."

Es war Rosa Moser, die sich in solcher Weise gegen ihre Begleiter ausließ, in denen wir den dienstbereiten Boten und Berthold Rona, den Besitzer der Skalhütte, wiedererkennen.

Seit einigen Tagen erst verweilten diese drei in Bezug auf Charakter, Lebensgang und Bildung so verschiedenen Personen in Paris, und wir werden nun zunächst zu untersuchen haben, welche Veranlassung dieselben in Gemeinschaft dahin führte. Um dies zu ermitteln, müssen wir uns zurückversetzen nach Schloß

Gampenstein, wo wir Moser und Rona im Boudoir der Baronin verließen.

Die drohenden Worte, welche der zürnende Freiherr Elias Moser zurief, hatte Rona, welchen zunächst nur das auf so unerwartete Weise sichtbar gewordene Oelgemälde seines verschollenen Bruders beschäftigte, überhört. An Selbstbeherrschung gewöhnt, nicht schreckhaft von Natur und mit großer Schwungkraft des Geistes begabt, die auch der schwerste Schlag nur vorübergehend niederhalten konnte, fürchtete er weder den Freiherrn noch die Folgen der gemachten Entdeckung, die ebenso wenig der Baron wie er selbst ignoriren durfte. Cornelie von Gampenstein ruhte, von Ohnmacht umnachtet, im Sopha, wo Afra sich liebevoll mit ihr beschäftigte. Eine Bewußtlose, vielleicht auch nahezu Unzurechnungsfähige konnte man nicht mit Fragen bestürmen. Hier galt es abzuwarten und die Neugierde nicht Herr werden zu lassen über den Verstand

Lächelnd steckte Rona das Röllchen, dessen Auffindung epochemachend in sein Leben greifen zu wollen schien, zu sich, da es ihm die Baronin ja gewissermaßen in Verwahrung gegeben hatte. Dann trat er hart an die Wand, musterte noch einmal mit wehmüthigem Blick die Züge des Portraits, drückte darauf das zurückgewichene Bild des schönen, jungen Mädchens

wieder an seine Stelle und zog Moser mit sich aus dem Zimmer der leidenden Edeldame, wo ihre Gegenwart augenblicklich nur stören konnte.

„Die Gastfreiheit des Herrn von Gampenstein kann uns Zahn- und Kopfweh und Gott weiß was sonst noch für Schmerzen eintragen“, sprach er zu seinem völlig stumm gewordenen Begleiter, „falls wir uns nicht zu rechter Zeit in Respect zu setzen wissen. Es tröstet mich, daß ich den Angriffen des heftigen Freiherrn nicht ganz allein ausgesetzt bin; ich rechne sehr auf Eure Unterstützung.“

„Wie kommen Sie zu dem Dinge da, das Sie noch bei sich tragen, Herr Rona?“

„Durch die Vorsehung, Moser, obwohl der Bote, dessen sie sich bediente, um mich aufzusuchen, meines Bedünkens ein gar unzuverlässiger Gesell war. Hat die gnädige Frau nicht phantasirt, so seid Ihr auch nicht immer zuverlässig! Boten dürfen unterwegs nichts verlieren!“

Moser zog seine buschigen Augenbrauen finster zusammen.

„Ich muß allein mit Ihnen sprechen, ganz allein!“ sagte er gepreßt.

„Man läßt uns dazu wohl Zeit, wenn wir nicht säumig sind. Ihr kennt das Schloß, muß ich annehmen, sorgt also für ein stilles Plätzchen.“

„Ich werde bei dem Inspector anfragen lassen; er ist der Einzige auf Gampenstein, der mit Nutzen das Tagebuch liest. Doch muß der Freiherr wissen, wo er uns zu suchen hat, wenn er nach uns fragt. Es wird ein hartes Stück Arbeit werden."

„Nicht so hart, wie Ihr meint. Dieser Talisman hier ist unser Schutzgeist! Ich werde mich seiner zu Allem bedienen, was ich für erlaubt halte."

Der gesprächige Bediente, bei welchem Moser gefrühstückt hatte, wunderte sich, den allbekannten Boten so vertraut mit dem Fremden verkehren zu sehen, kam aber Moser's Verlangen, sie bei dem Inspector zu melden, sogleich nach. In der Behausung desselben ward beiden Männern bereitwillig ein Zimmer zu ungestörter Besprechung eingeräumt.

„Erzählt!" sprach Rona, einen der alten niedergesessenen Lederstühle ans Fenster rückend, von dem aus man das Schloßportal beobachten konnte. „Ihr wißt mehr von dem Dinge, das ich durch Zufall fand, als ich Glossen darüber machen kann. Nachher werde ich Euch meine Gedanken mittheilen."

Moser erzählte, was wir bereits wissen; er verschwieg auch nicht, in welch enger Verbindung seine Frau vor langen, langen Jahren mit der Baronin gestanden habe. „Als sechzehnjähriges Mädchen begleitete sie das Fräulein mit ihrer Mutter, die eine

sehr vornehme und reiche Dame gewesen ist, nach Paris. Rosa hat immer behauptet, die Herrschaft sei unter die Welschen gereist, um dort einen Grafen oder gar einen Herzog zu heirathen."

„Oder einen Marquis?" setzte Rona hinzu.

„Ist auch möglich, Herr Rona! In Titulaturen bin ich nicht recht zu Hause; der Kopf meiner Frau aber steckt voll von den verdrehtesten Namen, die ich nicht einmal aussprechen kann."

Rona entging keine Silbe. Je länger Moser sprach, desto mehr verfinsterte sich der so selten wolkenlos sich zeigende Himmel seines eigenen Lebens.

„Ihr sprecht, wenn ich nicht irre, von zweierlei Papieren, über deren Verlust die Frau Baronin besorgt ist", entgegnete der Herr der Skalhütte, als Moser seine Erzählung endigte. „Wie habe ich das zu verstehen?"

„Nach der Behauptung meiner Frau enthält die allein wichtigen Documente jene Rolle, die ich im Sommer verlor", sprach Moser. „Der Teichständer schluckte sie ein und hat sie bei sich behalten bis auf diesen Tag. Es hat wohl so sein sollen. Gott will nicht, daß schwere Vergehen unbestraft bleiben. Die andern Papiere — es waren Briefe — können vielleicht verbrannt sein. Rosa nimmt das an, die Baronin dagegen behauptet das Gegentheil."

„War die Frau Baronin wirklich mit jenem Manne, den sie in Paris kannte, verheirathet?"

„Ich weiß es nicht; Rosa ist über diesen Punkt sehr verschwiegen. Zwei Jahre, vielleicht etwas länger, dauerte das Verhältniß, dann trat der reiche, vornehme Herr aus altem Adel dazwischen. Ihm sollte das Uebrige Geheimniß bleiben."

Rona zog den Fund wieder hervor und betrachtete ihn mit sonderbaren Blicken.

„Es liegt ein ganzes Schicksal in dieser Rolle verborgen!" sprach er nach einer Weile. „Daß ich es, dem es zuerst die Vorsehung, dann die Baronin selbst in größter Seelenangst zuschleuderte, nicht mehr leichtsinnig weggebe, scheint mir Pflicht zu sein. Richter und Rächer will ich nicht sein, ich könnte dabei als kurzsichtiger Mensch gar leicht ein Uebelthäter werden, zum Mittler aber fühle ich mich berufen. Weß ist das Bild, unter dem sich das Portrait meines Bruders befindet?"

„Die gnädige Frau selber hat mir mit selbstgefälligem Lächeln gesagt, daß sie als Braut in Wirklichkeit wohl noch schöner gewesen sei."

„In diesem Falle gehört der Inhalt dieser Rolle mir mit demselben Rechte wie der Baronin von Gampenstein", sagte Rona aufflammenden Auges. „Mein armer Bruder war ihr erster Gemahl, den die Un-

glückliche verrieth, den sie ins Elend jagte, und — o Himmel, laß es mich nicht ausdenken! — dem sie sein Kind entwendete, wo nicht gar tödtete."

„Sie erlauben, Herr Rona, daß ich die gnädige Frau eines solchen Verbrechens, überhaupt einer überlegten Schlechtigkeit nicht fähig halte", entgegnete Moser mit so treuherziger Ueberzeugung, daß den Herrn der Skalhütte sein rasches Wort gereute.

„Ihr habt Recht, mich an die eigene menschliche Schwäche zu erinnern", entgegnete er. „Nicht anklagen, nicht verdammen will ich, Frieden zu stiften ist mein würdigeres Amt."

„Der Freiherr!" rief Moser und blickte finster auf den Schloßhof, über welchen Cäsar von Gampenstein rasch gegen die Wohnung des Inspectors heranschritt. „Machen wir uns auf eine stürmische Stunde gefaßt!"

Berthold Rona heftete sein Auge unverwandt auf die athletische Gestalt des Freiherrn, der gleich darauf in seiner ungestümen Weise die Zimmerthür aufriß, Moser fortzugehen befahl und dann sich Rona so gegenüber stellte, daß dieser seinen Platz am Fenster nicht verlassen konnte.

Tagebuch-Moser gehorchte zwar, ging aber, um auf alle Fälle bei der Hand zu sein, Wache haltend vor dem Hause auf und nieder.

„Frau von Gampenstein hat sich von ihrem Unwohlsein erholt und ist bei voller Besinnung", begann der Freiherr ruhig und gefaßt die Unterhaltung mit dem ihm bisher völlig fremd gebliebenen Herrn der Skalhütte. „Ich komme von ihr und habe aus ihrem eigenen Munde erfahren, daß Sie nach Gampenstein kamen, um einen Gegenstand, welcher der Frau Baronin gehörte, persönlich derselben einzuhändigen. Das ändert die Sache, mein Herr, und legt mir die Pflicht auf, Ihnen eine Erklärung zu geben. Ich möchte wünschen, daß Sie mein etwas rücksichtsloses Auftreten vergessen könnten. Wenn man fortwährend Verdruß hat und häusliches Leid, wird man leicht ungerecht gegen Andere. Haben Sie Kinder?"

„Eine einzige Tochter, Herr Baron."

„Danken Sie Gott, daß Sie sich nicht über einen ungerathenen Sohn halb zu Tode ärgern müssen!" fuhr der Freiherr, schon wieder heftiger werdend, fort. „Kommt solch ein Bursche in die Jahre, wo er sich zur Noth selbst ein Pferd satteln kann, wo er mit einigem Geschick den Degen, die Ehrenwaffe des Mannes von Geburt, handhabt und auf der Jagd keine groben Verstöße gegen die Gesetze der Waidmannskunst macht, so glaubt er sich über aller Welt erhaben, verlacht die Mutter, hintergeht den Vater, macht sich lustig über alles Ehrwürdige, hält

sich für weiser als Solon, für einen bessern Staatsmann als Aristides oder Cäsar und nimmt keinen Anstand, im heiligen Drange, die Welt zu verbessern, hochverrätherische Pläne in seinem unreifen Knabengehirn auszuhecken, die dem Vater Unsummen kosten und den dummen Jungen von Sohn mit Schimpf und Schande aus dem Lande jagen. Ein so beklagenswerther Vater steht vor Ihnen. Ich habe einen Sohn, den ich verloren geben muß, und die Mutter dieses Sohnes — haben Sie früher schon von der Mutter dieses ungerathenen Sohnes gehört?"

Rona empfand Mitleid mit dem Freiherrn, der wenigstens in diesem Augenblicke schwer unter den Keulenschlägen des Schicksals litt. Die ungewisse Zukunft eines leichtsinnigen Sohnes schien ihn wirklich zu bekümmern, und daß die Mutter dieses Sohnes keine Heilige sei, hatte er aus den offenen Mittheilungen Moser's über die Vergangenheit der Baronin zu seinem eigenen Entsetzen erfahren.

„Mir wurde heute zum ersten Male die Ehre zu Theil, Frau von Gampenstein kennen zu lernen", entgegnete er mit möglichster Gelassenheit. „Der Zufall —"

„Ja, der Zufall!" unterbrach ihn heftig Cäsar von Gampenstein und die Narbe auf seiner Stirn erglühte in blutigem Roth. „Der Zufall ist ein boshafter Gesell, der, aus Lastern zusammengesetzt, an

allem Schlechten seine innigste Freude hat und darum jegliche Schändlichkeit fördern hilft! Ohne diesen bösen Buben Zufall, den man täglich auspeitschen sollte, wäre ich vielleicht ein glücklicher Mann und hätte nicht das Unglück, die Schwächen einer noch unglücklichern Frau aus Commiseration und des Anstandes halber geduldig ertragen zu müssen."

Er kreuzte die Arme über der breiten Brust und reckte sich, als wolle er die in ihm ruhende Kraft und deren Ausdauer erproben.

„Zuweilen, Herr Baron, dünkt mich, haben wir doch auch Ursache, dem so oft und so arg geschmähten Zufall dankbar zu sein", entgegnete Rona, der aus der etwas mildern Stimmung des Freiherrn Nutzen zu ziehen hoffte. „Ich wenigstens mag ihn nicht schelten, selbst dann nicht, wenn die Geschenke, mit denen er uns zuweilen überrascht, mit scharfen, schmerzlich verwundenden Dornen umhüllt sind."

Der Freiherr war in dem nicht sehr geräumigen Zimmer ein paarmal auf und ab geschritten, wodurch Rona Raum erhielt, auch seinen Platz zu ändern. Jetzt pflanzte er sich vor den Herrn der Skalhütte hin und sah ihn mit unheimlich funkelnden Augen an.

„Sie dürfen so sprechen", sagte er, „und wenn man nur Selbstüberwindung genug besitzt, um sich

nicht von Kleinigkeiten aus der Fassung bringen zu lassen, mag volle Erkenntniß allerdings halbem Wissen immer vorzuziehen sein. Frau von Gampenstein war, ehe ich von ihr ging, offener denn je gegen mich. Dafür möchte ich ebenfalls erkenntlich sein, und wenn Sie vielleicht mit Hülfe jenes Mannes, den ich nicht zum Zeugen unseres Gesprächs machen wollte, der Frau von Gampenstein eine Gefälligkeit erweisen könnten, bin ich zu jeder Auskunft bereit."

„Wir müssen uns verständigen, Herr Baron, ehe wir handeln", erwiderte Rona, den dies unerwartete Entgegenkommen überraschte, weil es ihm nicht recht verständlich war. Der Charakter des Freiherrn schloß nach Rona's Dafürhalten eine gewisse Versteckheit ebenso wenig aus wie erkünstelte Offenheit. Um sich nicht selbst zu schaden, mußte er vorsichtig zu Werke gehen.

Cäsar von Gampenstein streckte sich wieder und kreuzte dann abermals die Arme über der Brust. Im Zimmer auf und nieder gehend sagte er nach einer kleinen Weile:

„Sie heißen Aaron?"

„So hieß ich früher."

„Eben deshalb, mein Herr! Und Sie hatten einen Bruder, welcher in Paris lebte?"

Rona bejahte diese Frage ohne Nebenbemerkung.

„Ist dem so, dann werden Sie mir gewiß auch den Vornamen Ihres Bruders nicht verschweigen."

„Es würde das keinen Sinn haben, Herr Baron. Jener unglückliche Mann, den ich seit fünfundzwanzig Jahren als todt beweine, hieß Joseph."

„Also nicht Jonathan, nicht Salomo?"

„Das Haus, in dem er den Grundstein zu seinem nachmaligen Unglücke legte, führte die Firma Jonathan und Salomo nach seinen ersten Begründern und führt dieselbe noch heutigen Tages."

„So ward ich schändlich hintergangen!" murmelte Cäsar von Gampenstein und stampfte den Boden so heftig, daß die Fensterscheiben klirrten. „Doch, wozu sich echauffiren! Es hieße Unmögliches verlangen, wollte ich jetzt Ansprüche machen, zu denen ich schon damals nicht berechtigt war und die ich früher sogar lächerlich gefunden haben würde."

Er trat abermals zu Rona und fixirte ihn scharf mit den Augen.

„Die Frau Baronin von Gampenstein", hob er wieder an, „hat eine Rolle in Ihren Händen gelassen, die Sie unterwegs zu finden das Glück gehabt. Nach gütiger und — wie ich voraussetze — wahrheitgemäßer Beantwortung meiner vorigen Frage darf ich gewiß die Bitte an Sie richten, jene Rolle mir auszuantworten. Dieselbe enthält werthvolles Eigenthum der Baronin."

Rona's Lippen krümmten sich zu ironischem Lächeln.

„Vor einigen Stunden betrat ich Schloß Gampenstein mit dem festen Entschlusse, jenen Fund, den der Zufall, welchen Sie bös schalten, mir in die Hände spielte, der gnädigen Frau Baronin zu überreichen. Jetzt liegen die Dinge anders sowohl für die gnädige Frau wie für mich, und ich stehe nicht an, Herr Baron, Ihnen freimüthig zu erklären, daß ich jenes Geschenk des launenhaften Zufalls, das die gnädige Frau mir freiwillig zurückgegeben hat, so lange in Verwahrung nehme, bis ich genau unterrichtet bin über das Ende meines armen Bruders, über seine Schicksale in Paris an der Seite einer von ihm mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit geliebten Frau und über die gänzlich verschwundene Frucht dieser unseligen Liebe. Es geht eine Sage, Herr Baron, deren Entstehung ich nachzuspüren mich in meinem Gewissen gedrungen fühle, daß die Oeffnung der Rolle, die gegenwärtig mein alleiniges Eigenthum ist, weil nur ich sie besitze, darüber Auskunft geben könnte."

„Herr Aaron", fiel hier der Freiherr ein, der sichtlich mit seinem aufbrausenden Temperamente rang, doch aber so ziemlich Herr desselben blieb, „Herr Aaron, ich —"

„Nennen Sie mich lieber Rona, Herr Baron", unterbrach ihn freundlich der Herr der Skalhütte.

„Das Wasser der Taufe hat den alttestamentlichen Namen fortgespült, wie das Wasser des Teichs die verhängnißvolle Rolle mir zutrug, aus der ich zu erfahren hoffe, ob mein Bruder strafbarer war vor Gott und Menschen als die Dame, deren Herz er seines Daseins Ehre, seines Lebens Seligkeit anvertraute."

„Wenn nun aber die Frau Baronin bittet, Herr Rona", fiel Cäsar von Gampenstein wieder ein, „wenn von der Auslieferung dieser Rolle, wie sie behauptet, die Ruhe ihrer Seele, der Friede ihres Herzens abhängt, können Sie in solchem Falle einer Dame gegenüber grausam sein?"

„Herr Baron, Ehre geht über Milde! Ich halte es nicht für grausam, wenn ich aus Liebe zur Wahrheit ein betrübtes Herz noch kurze Zeit sich selbst überlasse."

„Man wird erkenntlich sein, Herr Rona, und — verschwiegen!"

„Bestechungen bin ich nicht zugänglich, Herr Baron, und Verborgenes, zu lange schon verschwiegen Gehaltenes offenbar werden zu lassen, ist meines Strebens höchste und heiligste Aufgabe!"

„Die Frau Baronin bereut den Leichtsinn ihrer Jugend. Vergessen Sie nicht, daß wir alle nicht fehlerlos sind, daß wir uns selbst und Andern gar Vieles zu vergeben haben! Man nennt es unchristlich,

Jemand die Mittel zu nehmen, die ihm zur Reue verhelfen."

„Es steht der gnädigen Frau frei, den Inhalt der fraglichen Rolle von mir zurückzufordern, sobald ich Einsicht davon genommen habe."

„Das würde indiscret sein, Herr Rona! Die Geheimnisse der Frau Baronin darf außer ihr selbst nur ihr Gemahl wissen!"

Rona lächelte und zuckte die Achseln.

„Ueber Ansichten läßt sich nicht gut streiten", versetzte er. „Wäre ich Freiherr von Gampenstein, dann würde ich durch großmüthiges Ignoriren feurige Kohlen auf das Haupt der gnädigen Frau sammeln."

„Nun denn, mein Herr", erwiderte weniger geschmeidig als bisher Cäsar von Gampenstein, „so lassen Sie dann dem letzten Grunde Gerechtigkeit widerfahren, aus dem die Frau Baronin wenigstens auf vorläufiger Auslieferung ihres Eigenthums bestehen muß. Dieser Grund ist ein kirchlicher. Die geängstigte Dame, geängstigt und betrübt seit Jahren, wünscht zu beichten, sie kann aber eine Generalbeichte nicht ablegen, ohne vorher den Inhalt Ihres sogenannten Fundes zu untersuchen! Können Sie als katholischer Christ es vor Ihrem Gewissen verantworten, einer Reuigen den Beichtstuhl unzugänglich zu machen, der allein ihrer Seele Trost zu spenden vermag?"

Die Züge Rona's veränderten sich bei diesen Worten des Freiherrn. Er gedachte der vor kurzem erst vernommenen Mittheilungen Moser's, die Aehnliches über die Gemüthsstimmung der Baronin erwähnten, und wenn er selbst auch der Kirche, welcher er seit seinem Uebertritte angehörte, äußerlich ziemlich fern geblieben war, so leuchtete ihm doch sehr wohl ein, daß ein geängstigtes Frauenherz sich zum Beichtstuhl hingezogen fühlen könnte, um aus dem vergebenden Wort des Priesters einen Tropfen Ruhe zu schlürfen. Die Behauptung des Freiherrn war jedenfalls nicht aus der Luft gegriffen. Es mochte Wunsch und Wille der Baronin sein, nach diesem letzten Rettungsanker die zitternde Hand auszustrecken, und es ließ sich nicht bestreiten, daß sie denselben nicht erreichen konnte, wenn sie die wichtigsten Vorgänge ihres Lebens verschwieg, weil sie Unwahres zu berichten fürchten mußte.

Rona war nicht bösartig, sein Charakter aber zeigte eine so wunderbare Zusammensetzung widersprechender Eigenschaften, daß ein endgültiges Urtheil über ihn zu fällen eine nennenswerthe Aufgabe für jeden Psychologen gewesen sein würde.

Menschliches Mitgefühl und christliche Nächstenliebe geboten ihm, der Baronin entgegen zu kommen und ihr die Hand zur Versöhnung zu reichen. Rona hörte das große Wort des Erlösers wie eine mahnende

Stimme aus jener Welt in seiner Seele wiedertönen: „Vergebet, so wird Euch vergeben!“ Aber der alte Adam in ihm, der wie ein grinsender Kobold zusammengekauert im hintersten Winkel seines Herzens lag und die Scherben der zerbrochenen Gesetze des Judaismus zusammenzusetzen sich fruchtlos abmühte, bekam doch momentan Gewalt über ihn und entfremdete ihn der reinern Lehre des Evangeliums. Der alte Jehovah war ein starker, eifriger Gott, dem Zorn und Rache nicht fremd geblieben, und die Eigenschaften dieses zürnenden Jehovah entsprachen ganz den Gelüsten seines nicht vollkommen geläuterten Herzens in dieser wichtigsten Angelegenheit seines Lebens. Den verlorenen Bruder im Grabe noch zu rächen an demselben Weibe, durch dessen Treulosigkeit und flatterhaft leichtsinniges Wesen er ihn verloren hatte, war in diesem aufgeregten Augenblicke süßes Labsal für Rona's Seele. Ohne sich genau Rechenschaft über sein Handeln abzulegen, trat er in die Fußstapfen Rosa's. Die Baronin brauchte ja noch nicht zu beichten. Die Angst, welche an dem Lebensmark der Unglücklichen zehrte, brachte sie nicht unter die Erde. Und je länger die vornehme Sünderin litt, desto tiefer und wahrer mußte ja ihre Reue werden. Es war also nur Wohlthat, wenn man ihr den Beichtstuhl noch nicht öffnete. Und ohne Beichte blieb sie ein schwankes Rohr, ein willenloses,

furchtsames Geschöpf, das wenig geistige Schwungkraft besaß. Behielt aber Rona Gewalt über die Verderberin seines Bruders, so ward dieser gerächt, und ein wahrscheinlich noch geheim gehaltenes Verbrechen, von welchem der Herr der Skalhütte seit dem Gespräche mit Moser freilich nur eine dunkle Ahnung hatte, konnte an das Licht des Tages gezogen und in diesem Lichte durch reuiges Büßen und gute Werke wohl auch noch gesühnt werden.

Berthold Rona vermochte dieser Versuchung nicht zu widerstehen. In seinem Blicke las der Freiherr, daß er eine Fehlbitte gethan habe. Ungeduldig harrte er der Antwort, die ihm der gewesene Rabbiner geben würde.

„Verzeihen der Herr Baron gnädigst", sprach er nach minutenlangem Schweigen, indem er sich in einer Weise vor dem Edelmanne verbeugte, die ungewöhnlich stark an seine jüdische Abkunft erinnerte, „wenn ich zuvor die Frage an Sie richte, ob Seine Excellenz Graf Serbelloni in frühern Jahren mit Dero Gnaden in Paris zusammengetroffen sind?"

Diese Frage frappirte den Freiherrn. Zu stolz, um zu lügen, war er doch auch wieder nicht gewillt, sich wie ein Schüler von einem Menschen examiniren zu lassen, den er am liebsten aus seinem Schlosse hätte werfen mögen.

„Wie können meine frühern Bekanntschaften, die ich auf Reisen bald da, bald dort machte, Interesse für Sie haben“, antwortete er ausweichend, dem Herrn der Skalhütte sehr unfreundliche Blicke zuwerfend.

„Ich kenne zufällig den Beichtvater des Grafen“, erwiderte Rona. „Da ich nun voraussetze, daß Standesgenossen auch in Bezug auf Gewissensangelegenheiten sich immer gern an Priester adligen Stammes wenden dürften, vermuthe ich, die Frau Baronin wird von dieser löblichen Sitte nicht abweichen.“

„Das kann wohl möglich sein, mein Herr“, entgegnete Cäsar von Gampenstein. „Ich meines Theils lasse der Frau Baronin in Bezug auf die Wahl ihres Beichtvaters völlig freie Hand.“

„Dann wendet sich die gnädige Frau gewiß an den gefeierten Domherrn.“

„An den Domherrn Augustin von Orna zu Gablona?“

„Einen andern kenne ich nicht.“

„Sehr wahr“, sagte zerstreut der Freiherr. „Es wird eine andere Wahl ihr kaum übrig bleiben. Die Frau Baronin war schon einmal in Gablona.“

„Und der Domherr auf Schloß Gampenstein!“

„Wer behauptet das?“ fuhr der Freiherr auf.

„Ich nicht, Herr Baron, aber das Gerücht, das hundert Ohren und hundert Zungen hat und dennoch

selten weder das Rechte hört, noch die Wahrheit spricht! Der Haushofmeister Seiner Excellenz, von Geburt ein Baske und der vertraute Diener des Grafen seit dem Tage, wo er die Tour durch Europa antrat, soll den gelehrten und beredten geistlichen Herrn schon lange Jahre kennen. In seiner Begleitung — ist mir erzählt worden — berührte der Domherr, damals noch bescheidener Missionsprediger, die weitläufigen Besitzungen der Herrschaft Gampenstein und übernachtete daselbst. Der Haushofmeister, ein sehr schlauer Patron und etwas gewinnsüchtig, hat eine eingefallene Wange, wohl von einem Dolchstiche, den er vielleicht von Zigeunern in der Vega von Granada erhielt, wo er zugleich mit seinem Herrn ein lustiges Leben führte, wie er mir selbst lachend erzählt hat."

Es bedurfte nur dieser Andeutungen, um den erregten, argwöhnischen und im höchsten Grade ärgerlichen Freiherrn im Geiste zurückzuversetzen in jene Nacht, wo infolge des heftigen Gewitters das Vorwerk an der Lochbuche abgebrannt war. Dieser Wink, der von Rona nicht als solcher gegeben wurde, ließ Cäsar augenblicklich Cornelie und deren heißeste Wünsche vergessen. Pabst, der wahrheitliebende Pachter, hatte ihm ja am Morgen nach dem Brande erzählt, daß eines Tages zwei Fremde auf dem Vorwerke übernachtet hätten, von denen der ältere kenntlich gewesen sei durch

seinen Bart und durch eine vernarbte Stichwunde in der Wange! Gleichzeitig gedachte er der Briefe, die ihm damals in die Hände fielen und die ihm den ersten Fingerzeig gaben von den seltenen Wegen, auf denen in früher Jugend seine so lange schon melancholisch gewordene Gemahlin gewandelt zu sein schien. Sprach Rona die Wahrheit, so konnte der Haushofmeister des Grafen Serbelloni möglicherweise auch um die Briefe wissen und wie dieselben in das verschlossene alte Pult gekommen waren. Das Leid Corneliens war vergessen. Gönnte Cäsar von Gampenstein ihr auch den priesterlichen Trost, der ihm persönlich ganz gleichgültig war, so wünschte er doch noch lieber hinter das Geheimniß jener in seine Hände gerathenen Briefe zu kommen; und er mußte sich gestehen, daß auch von diesen Briefen und deren Verbleiben in einer ausführlichen Beichte der Baronin die Rede werde sein müssen. Hier aber konnte sich Cornelie nur durch Schweigen oder durch offenes Eingestehen ihrer Unkenntniß helfen.

„Ich werde den Grafen auf seinem Schlosse besuchen, Herr Rona!“ sagte er in befehlendem Tone. „Da der Haushofmeister Seiner Excellenz Ihr Freund ist, werden Sie mir denselben gewiß gern zuführen.“

„Bis zur Freundschaft mit Herrn Reyneval, wie er sich nennt, habe ich es nicht gebracht und bin auch nicht willens, mich jemals so weit herabzulassen“,

entgegnete der Herr der Skalhütte; „ein Anknüpfungspunkt indeß, den intriguanten Mann zu sprechen, der um Geld sein Gewissen dreimal an einem Tage verkaufen würde, ließe sich wohl finden.“

„So treffen Sie dazu sobald wie möglich Anstalt!“

„Es hängt dies ganz von Ihnen ab, Herr Baron.“

„Von mir? Ich kenne Ihren Haushofmeister nicht, wenn ich auch den Grafen ab und zu einmal in frühern Jahren gesprochen habe.“

„Reyneval soll Ihnen Rede stehen, wenn das Paquet, das mir der Zufall schenkte und das die Baronin nach erfolgter Ablieferung mir freiwillig wieder zurückgab, bis nach dieser Unterredung in meinem Besitze bleibt und mir gestattet wird, dasselbe ohne Zeugen zu eröffnen und von dessen Inhalt Einsicht zu nehmen. Auch muß ich von dem, was ich dadurch etwa erfahren sollte, jeden Gebrauch machen dürfen, den ich für nöthig erachte.“

Cäsar erblaßte; er begann zu ahnen, daß er sich in seiner Aufregung zu einer großen Uebereilung hatte fortreißen lassen.

„Das nenne ich einem Ehrenmanne das Messer an den Hals setzen, nachdem man ihn hinterrücks überfallen hat!“ sprach er bitter. „Denken Sie größer von sich selbst, Herr Rona, und stellen Sie günstigere Bedingungen!“

„Ich werde keinen Mißbrauch von dem Inhalte der Rolle machen, Herr Baron, die Bedingungen aber kann ich nicht ändern. Es handelt sich um die Ehrenrettung eines Todten, um das Glück und die geistige Ruhe einer Lebenden, die der Schatten jenes Todten wie ein Gespenst verfolgt."

Er zog die Uhr und blickte aus dem Fenster, wo er Moser noch immer in geringer Entfernung auf und nieder gehen sah.

„Fassen Sie einen Entschluß, Herr Baron!" fuhr er fort. „Ich habe mich auf Schloß Gampenstein länger verweilt, als ich beabsichtigte. Es ist in wenigen Minuten zwei Uhr. Die Wege sind schlecht, in der Stadt wartet mein Fuhrwerk. Kehre ich vor Dunkelwerden nicht zurück in meine Herberge, so wird mein Ausbleiben beunruhigen, und ich dürfte auf Gampenstein gesucht werden. Ich glaube, Herr Baron, wir nützen uns gegenseitig am meisten, wenn wir uns geräuschlos verständigen. Ich gebe Ihnen als Mann von Ehre mein Wort, daß schon morgen die Rolle mit Allem, was sie enthält, in die Hände der Frau Baronin gelangen soll, wenn Sie in gleicher Weise sich verpflichten, mir für heute freie Hand zu lassen. Dann können Sie auch noch vor dem Feste den Basken sprechen."

Cäsar von Gampenstein durchwühlte sein krauses

Haar, biß die Lippen fest zusammen und murmelte unverständliche Worte. Rona knöpfte seinen schlichten Rock bis an den Hals zu und stand auf.

„Elias Moser wird mein Bote sein“, sprach er. „Es bedarf keiner Schreibereien, wo ein zuverlässiger Mann durch wenig Worte mehr ausrichten kann. Wünschen Sie es, so übernimmt es Moser auch, die Frau Baronin von unserem friedlichen Abkommen zu benachrichtigen.“

Der Freiherr legte seine Hand mit solcher Wucht auf Rona's Schulter, daß dieser erschrocken zusammenzuckte.

„Sie sollen den Freiherrn von Gampenstein als Mann von Ehre kennen lernen“, sprach er, und die Narbe auf seiner Stirn glich wieder einer offenen blutigen Wunde. „Behalten Sie den Fund bis morgen, senden Sie ihn dann versiegelt der Frau Baronin zu, und ich will nach dem Inhalte nicht fragen, bis ich den Haushofmeister Seiner Excellenz des Grafen Serbelloni gesprochen habe.“

Rona sah die Baronin nicht wieder. Er verließ bald darauf in Moser's Begleitung das Schloß, kehrte in die Stadt zurück und öffnete hier ohne Zeugen die Rolle, von deren Inhalt er über die Schicksale seines verstorbenen Bruders Näheres zu erfahren hoffte. Seine Erwartungen sollten noch übertroffen werden. Die Rolle enthielt so wichtige Documente, daß der Herr der Skal-

hütte die ganze Nacht keine Ruhe fand. Aber freilich gab ihm das Vorgefundene auch ein neues Räthsel auf, dessen Lösung von jetzt an die nächste und wichtigste Aufgabe seines Lebens sein mußte.

Cornelie von Gampenstein erhielt am andern Tage ihr Eigenthum durch Moser zurück, welcher gleichzeitig dem Freiherrn ein Billet Rona's überbrachte, das Cäsar von Gampenstein dem Haushofmeister des Grafen Serbelloni empfahl. Ob und wann der Freiherr von dieser Empfehlung Gebrauch machen wolle oder werde, kümmerte den Herrn der Skalhütte nicht. Ihm blieb Wichtigeres zu thun übrig, wenn der Fund, welchen die Rolle barg, ihm Aufschluß über das Verbleiben des Knaben geben sollte, den Cornelie, damals noch Freiin Helene von Valdegg, geboren hatte.

Rasch in seinen Entschlüssen, war Rona noch vor Abend mit sich einig. Eine Unterredung mit Moser, der nicht umgangen werden konnte, zog diesen mit ins Interesse, stellte ihm aber auch eine Aufgabe, der sich der schlichte Mann lieber entzogen hätte.

Die frühere Dienerin der Frau von Gampenstein, deren Vertraute und Genossin in Saus und Braus verlebter Jahre, Rosa, mußte erfahren, in wessen Hände die Rolle gefallen war und in welch naher verwandtschaftlicher Verbindung nach der gemachten Entdeckung die gnädige Frau mit dem Herrn der Skalhütte stehe.

Moser besaß genug praktischen Verstand, um einzusehen, daß Rona nicht anders handeln könne, und die überraschte Rosa, die von ihrem Manne recht hart angelassen ward, fügte sich der zwingenden Nothwendigkeit.

Am nächsten Tage schon erschien der Herr der Skalhütte persönlich im Hause Moser's und dictirte dessen Frau seine Bedingungen.

„Sie halten sich reisefertig, damit Sie, wenn ich rufe, zu jeder Stunde aufbrechen können", sprach er. „Ihre Anwesenheit an den Orten, wo ich Nachfrage zu halten gezwungen bin, ist durchaus nothwendig. Sie werden uns also führen und, wo es nöthig sein sollte, auch rathen. Je zuverlässiger Sie mir dienen, desto besser wird es für Sie selbst sein. Sind Sie nur willig, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Niemand Sie behelligen soll. Um Elfriede brauchen Sie auch nicht besorgt zu sein; ich werde Vorkehrungen treffen, daß das freundliche Kind gut untergebracht wird. Noch eins, Frau Moser! Für Frau von Gampenstein oder ihr augenverdrehendes Zöfchen sind Sie von heute an nicht zu Hause! Eine Ueberrumpelung von seiten des Freiherrn haben Sie meiner Ansicht nach zu besorgen. Ihn treibt der Aerger, daß er sich so arg hat düpiren lassen, eher in ausgelassene Gesellschaft als in ein einsames Haus, um unliebsame Untersuchungen anzustellen."

Rosa machte keine Einwendungen; sie fügte sich gehorsam allen Anweisungen ihres Mannes, der häufig ausging, um nöthige Besorgungen für den Herrn der Skalhütte zu machen. Er war nie so einsilbig und schroff gegen Rosa gewesen wie in der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr.

Mitte Januar waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen, um die Reise in der Hoffnung, daß sie Erfolg haben werde, antreten zu können. Rona nahm Abschied von seiner Tochter und Egbert und ging zunächst mit seiner Begleitung nach Belgien, später nach dem südlichen Frankreich. Erst in der Woche vor Ostern betrat er, ziemlich entmuthigt, Paris, denn seine bisherigen Nachforschungen waren ohne jegliches Resultat geblieben. In Paris jedoch schienen ihm glücklichere Sterne leuchten zu wollen. Hier trat Rosa in eine ihr noch immer nicht ganz entfremdete Welt mit neugierig forschendem Auge ein und orientirte sich schnell in den Straßen, auf denen sie zahllose Male gelustwandelt war. Die Wohnung ihrer frühern Herrin wurde sehr leicht von ihr aufgefunden; andere Ermittelungen von Wichtigkeit knüpften sich daran, und als so ziemlich alle Fäden in Rona's Hand zusammen liefen, begehrte dieser in das Boulogner Gehölz geführt zu werden, um die letzten entscheidenden Erkundigungen hier einzuziehen. Auf diesem

Wege schließen wir uns jetzt dem Herrn der Skalhütte wieder an, der unter Rosa's Führung das Haus betreten soll, wo sein Bruder nach Allem, was ihm bekannt geworden ist, an Corneliens Seite monatelang selige Stunden reinsten Erdenglücks verlebt haben mußte.

Zweites Kapitel.

Das Haus im Boulogner Wäldchen.

Es waren beinahe drei Jahrzehnte vergangen seit Rosa's Flucht aus Paris, die sie unter äußerst mißlichen Verhältnissen in größter Heimlichkeit mit Fräulein von Valdegg angetreten hatte. Diese lange Zeit war auch nicht spurlos an dem Gehölz vorübergezogen, das für Rona eine so große Anziehungskraft besaß. Es war der Ort, wo sein Bruder Joseph die letzten glücklichen Stunden verlebt hatte, ehe die Hand des Unglücks seinen Scheitel berührte.

Rosa ging, die Bäume zählend und nach mancherlei nur ihr allein bekannten Merkmalen spähend, voraus, blieb bisweilen kurze Zeit stehen, kehrte auch wohl einmal um und suchte lange vergebens. Endlich hefteten sich ihre Blicke auf eine Ulme, deren Krone wahrscheinlich ein Blitz getroffen hatte. Wenige Schritte von diesem verstümmelten Baume bog

ein Fußsteig ins Gebüsch ab. Diesen schlug Rosa ein, und bald rief sie den ihr folgenden Männern zu:

„Wir sind am Ziele; da liegt das Waldhäuschen der Wittwe Bernard!“

Rona entnahm seiner Brieftasche ein zusammengefaltetes, vergilbtes Papier, schlug es auseinander und überflog dessen Inhalt. Dann steckte er es vorsichtig wieder zu sich und sagte zu Moser:

„Wenn der Alte vernünftigen Worten zugänglich ist, können wir bald am Ziele sein. Ich setze meine Hoffnung auf seine halbdeutsche Abkunft. Die Flamländer sind ja doch unsere Halbbrüder.“

Bald erweiterte sich der Pfad, das Unterholz wich zurück, ein saftig grüner Wiesengrund schimmerte durch das Gezweig, und als der Pfad diesen berührte, lag ein Häuschen vor den Blicken unserer Freunde, das einem barocken Baumeister seine Entstehung verdanken mußte. Das Erdgeschoß erinnerte an altrömische Bauart, während das obere Gestock nebst Dach schweizerischen Stil zeigte. Bei alledem aber machte das wunderliche Ganze vielleicht gerade seiner Seltsamkeit wegen eher einen anziehenden als abstoßenden Eindruck.

Das Haus war bewohnt. Ein alter Mann mit langem weißen Haar saß unter der Veranda, sonnte sich und schien dem Gesange der Waldvögel zu lau-

schen, die in ihren frischgrünen Laubzelten lustige Concertproben hielten. Das Gesicht des Alten war freundlich und zutrauenerweckend.

Rosa trat zur Seite und sagte zu dem Herrn der Skalhütte: „Gehen Sie jetzt voran, Herr Rona. Sie verstehen mit Fremden besser umzugehen als ich und Moser. Meine Schuldigkeit denke ich gethan zu haben. Hier, nun Sie Alles wissen, was ich Ihnen mittheilen konnte, hört meine Macht auf. Höchstens kann ich noch durch Auffrischen alter Erinnerungen nützen, wenn darauf Werth gelegt werden sollte.“

Rona schritt dem so ungleichen Ehepaare voran, während Rosa lebhaft, aber leise den sehr finster drein schauenden Moser mit ihren Ansichten bekannt machte. Den Gruß des Herrn der Skalhütte erwiderte der Alte freundlich; als Rona am Gartenthor stehen blieb und absichtlich sein Auge halb forschend, halb fragend auf dem so sonderbar construirten Hause ruhen ließ, erhob er sich und ging dem Fremden entgegen.

„Sie entschuldigen meine Unbescheidenheit“, redete ihn Rona in schlechtem Französisch an, „aber ich vermuthe, daß ich die Ehre habe, Herrn Gruithoven zu sprechen.“

„Gruithoven nenne ich mich, Michel Gruithoven“, entgegnete heiter der Alte, „und womit kann ich den Herrschaften dienen? Bitte, treten Sie näher! Wenn

die Herrschaften beabsichtigen sollten, Haus und Garten für die Sommermonate miethen zu wollen, so steht es zu Diensten. Ich bin eigentlich nur Portier hier und kann ebenso gut anderswo unterkriechen."

„Ihr Dialekt verräth mir Ihr Geburtsland", gab Rona zurück. „Sie sind nicht in Frankreich geboren."

Ueber Gruithoven's milde Züge lief momentan ein schmerzliches Zucken wie der Schatten einer trüben Rückerinnerung.

„Und doch habe ich mehr Recht, mich für einen Franzosen als für einen Flamländer zu halten", erwiderte er. „Ich war noch ein hülfloses Kind, das weder laufen noch sprechen konnte, als ich nach Frankreich kam, wo mein Vater bald eine seinen Neigungen entsprechende Anstellung erhielt —"

„In der Sie sein würdiger Nachfolger wurden."

„Da Sie über meine Vergangenheit so gut unterrichtet sind", sagte Gruithoven, „darf ich wohl fragen, mit wem ich die Ehre habe —"

Rona ließ den Alten nicht ausreden; er nannte seinen Namen und stellte seine Begleiter vor. Rosa fixirte Gruithoven heimlich, wenn dieser nicht auf sie achtete, und suchte in dem faltigen Gesicht des ehrwürdigen Greises nach bekannten Zügen, ohne jedoch solche entdecken zu können. Moser betrachtete zerstreut

die wunderliche Construction des Hauses und schob behutsam seinen Dornenstock unter manche zur Erde gebeugte Tulpe, deren eine große Menge im Garten blühten, um die Zeichnung im Innern der Blume genau studiren zu können.

Gruithoven wiederholte den gehörten Namen articulirend, als wolle er seinem Gedächtniß damit zu Hülfe kommen. Letzteres jedoch ließ ihn im Stiche. Er konnte des Namens Rona sich nicht erinnern.

„Und welches Anliegen führt Sie in diese Eremitage eines wegen Altersschwäche pensionirten Lehrers älternloser Kinder?“ fragte Gruithoven mit größerer Theilnahme.

„Man hat mich an Sie gewiesen, verehrter Herr“, nahm Rona wieder das Wort, indem er den Greis, dessen Hände fortwährend zitterten, zu der Gartenbank in der Veranda zurückgeleitete. „Madame Bernard, die Sie aus der Taufe hoben —“

„Das wissen Sie auch?“

„Durch Madame Bernard selbst; eine sehr liebenswürdige Dame, die uns viel Rührendes von Ihnen erzählte. Sie wurden von all den unglücklichen Kindern so innig geliebt —“

Gruithoven machte eine abwehrende Handbewegung.

„Schweigen wir von Dingen, die keiner Erwähnung werth sind, Herr Rona!“ fiel er ein. „Unsere

Pflicht sollen wir alle thun; geschieht dies gewissenhaft und mit Liebe, so hat man noch keinen Anspruch auf Lob oder Dank. Kennen Sie das Haus, wo ich nach Kräften thätig war und mich nützlich zu machen suchte?"

„Ich hoffe es mit Ihnen und durch Sie näher kennen zu lernen, das heißt, wenn nicht gewisse Versprechungen Sie binden."

Gruithoven lächelte wie ein Kind. Er begriff offenbar nicht, was die ihm unverständliche Andeutung Rona's bedeuten sollte.

„Es hat mir Niemand ein Versprechen abverlangt", sagte er, seine sanften Augen offen auf Rona heftend. „Wo ich dienen kann, geschieht es nicht mehr wie gern. Sie kommen direct von Madame Bernard?"

„So ist es, Herr Gruithoven, und zwar deshalb, weil uns die liebenswürdige Dame mittheilte, daß in den ersten Jahren ihrer glücklichen Ehe — kurz vor dem Beginne der großen Staatsumwälzung und bis in das Jahr 1793, glaub' ich — dieses Haus einem Agenten des Hauses Jonathan und Salomo vermiethet gewesen sein soll. Madame Bernard wollte sich der Persönlichkeit jenes Herrn noch ziemlich genau erinnern können, und ihrer Beschreibung nach ist es derselbe, über dessen Verbleiben ich gern etwas Bestimmtes erfahren möchte."

„Doch wohl nicht von mir, Herr Rona? Um jene Zeit habe ich das Haus, wo ich wirkte, kaum auf Stunden verlassen, und hier war ich nie. Wie kann ich da wissen, wer damals hier wohnte und wie die Leute aussahen, die sich hier für kürzere und längere Zeit einmiethheten! Sie nannten die Firma Jonathan und Salomo. Sind deren Inhaber nicht Juden?“

„Allerdings, Herr Gruithoven! Auch jener Agent, dessen Verbleiben ich gern ermitteln möchte, bekannte sich zum mosaischen Glauben. Er war ein schöner Mann mit schwarzem, lockigem Haar und großen, dunkeln Augen.“

Gruithoven, der jetzt erst gewahrte, daß er es höchst wahrscheinlich in Rona ebenfalls mit einem Manne jüdischer Abkunft zu thun habe, überflog ein paarmal das Antlitz des Fremden, das nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Portrait des Mannes hatte, dessen Bild Rona eben mit wenigen Worten zu entwerfen bemüht gewesen war.

„Später, etwa nach zwei Jahren, als in ganz Frankreich der Schrecken herrschte“, fügte Rona hinzu, „verschwand jener Agent und seitdem hat man nie wieder etwas von ihm gehört.“

„Kennen Sie den Namen desselben nicht?“

„Der Name thut schwerlich etwas zur Sache“, fuhr Rona fort. „Es ist anzunehmen, daß jener

Mann nicht unter den Lebenden wandelt. Dagegen besitzt er nahe Verwandte, die ihn jetzt noch nicht vergessen haben und die vor nicht langer Zeit erst in Erfahrung brachten, daß er nicht ohne Nachkommenschaft geblieben ist. Es liegen Zeugnisse vor, aus denen sich fast bis zur Gewißheit ergibt, daß ihm in diesem Hause ein Sohn geboren wurde."

Rosa, die mit ihrem Mann vor der Veranda auf und ab geschritten war, trat jetzt in dieselbe, deutete auf das Eckzimmer des Erdgeschosses, dessen Fensterflügel halb offen standen, und sagte in deutscher Sprache halblaut zu Rona:

„In diesem Zimmer stand ich der Gnädigen bei; es war Niemand zugegen."

Rona gebot ihr durch einen Wink, zu schweigen, und beobachtete unverwandten Auges die Züge des Greises.

„In jenen schrecklichen Tagen", sagte Gruithoven seufzend, „sind entsetzlich viele Menschen unschuldig und ganz plötzlich umgekommen. Wenn die Mutter mit dem Kinde nicht entrinnen konnte, sofern dessen Vater den Machthabern mißliebig geworden war, dürfte ihrer ein sehr trauriges Loos gewartet haben."

„Die Mutter blieb am Leben, das Kind aber ging verloren; es ward geraubt!"

„Geraubt? Von den Verwandten?"

„Fragen Sie nicht, Herr Gruithoven! Ich kann und darf Ihnen keine Antwort geben; auch liegt zur Zeit wenig oder nichts daran. Sagen wir meinetwegen: das Kind ging der Mutter in einer Stunde ihres traurigen Lebens, wo sie ihrer Sinne nicht mächtig war, verloren. Um kam es jedoch nicht; es ist gerettet worden, darüber liegen Documente vor; wie und durch wen, bleibt noch der Ermittelung überlassen. Gewiß aber ist, daß es noch lebend in jenem Findelhause Aufnahme fand, wo Sie so lange als Lehrer und Bildner der armen, von ihren Aeltern wie von der Welt verlassenen Kinder segensreich wirkten.“

Gruithoven's Auge verdunkelte sich. Bewegt drückte er Rona die Hand, hielt sie fest und sagte traurig:

„Wenn Sie in einer so ernsten Angelegenheit von weither kommen, darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Bemühungen wahrscheinlich resultatlos bleiben werden. Jenes Haus hat Tausende von Kindern, die es namenlos empfing, erzogen und wieder in die Welt hinausgeschickt, ohne jemals den Ort ihrer Geburt oder den Namen und Stand ihrer Aeltern zu erfahren. Wer mag wissen, wo das Kind geblieben ist, dessen sich jetzt erst mitleidige Verwandte vielleicht aus sehr eigennützigen Motiven erinnern?

Ich, werther Herr, wäre gewiß nicht im Stande, Ihnen auch nur den geringsten Fingerzeig zu geben, wenn Sie nicht sehr bestimmte Anhaltepunkte haben. Bei dem Kinde selbst kann nichts Derartiges vorhanden gewesen sein, sonst würde man nicht unterlassen haben, nachzuforschen, wem es angehöre."

„Gerade solche Anhaltepunkte sind aber vorhanden", entgegnete Rona. „Daß man erst jetzt, darauf gestützt, nach dem Verbleiben jenes Kindes, der Frucht einer ebenso tiefen als unglückseligen Neigung, sich erkundigt, liegt in höchst eigenthümlichen Lebensverwickelungen. Betrachten Sie zunächst dieses Papier; es wird, hoff' ich, Ihren Erinnerungen zu Hülfe kommen." Rona überreichte Gruithoven denselben vergilbten Zettel, den wir schon einmal in seiner Hand sahen. Der Greis las aufmerksam die kurzen Notizen, die er enthielt. Sein Auge blickte wieder freundlicher.

„Das wären allerdings Winke, die sich weiter verfolgen ließen", sagte er, Rona den Zettel zurückgebend. „Sind die Angaben richtig und hat man das Kind bald gefunden, so muß in den Büchern des Hauses das nämliche Datum verzeichnet stehen. Die Einsicht dieser Bücher aber ist leicht zu erlangen. Ich selbst werde sie Ihnen vorlegen."

„Die Angaben sind richtig", fiel hier Rosa ent-

schieden ein. „Ich war es, die sie niederschrieb und welche die andere Hälfte dieses Papieres, das, wie Sie sehen, zerrissen wurde, auf die Brust des Knaben legte und sie mit einer Schnur um den kleinen Körper befestigte, von welcher ein Stück zu anderem Gebrauch zurückbehalten wurde."

Während Rosa sprach, faltete Gruithoven seine zitternden, fast durchsichtigen Hände. Die Lippen des Greises bewegten sich, als ob er bete. Vorwurfsvoll, ernst, zuletzt strafend ruhte der durchdringende Blick seines jetzt leuchtenden Auges auf den scharf geschnittenen, herben Zügen der ehemaligen Zofe Corneliens von Gampenstein.

„Arme Frau!" sagte er dann und schlug das Auge bittend zum Himmel auf. „Wenn es eine Vergeltung gibt auf Erden für Alles, was wir thun, sei es gut oder böse, so werden Sie der Fürbitte aller Heiligen bedürfen, um dereinst in Frieden sterben zu können."

Rosa zuckte beleidigt zusammen. Sie würde Gruithoven eine herbe oder unehrerbietige Antwort gegeben haben, hätte der ernste Blick Rona's sie nicht vollkommen beherrscht.

„Rechten wir nicht mit den Schwächen des menschlichen Herzens", erwiderte er; „wir alle haben mit ihnen zu kämpfen und dürfen uns nur selten

eines glänzenden Sieges rühmen. Ich halte das, was bereits geschehen ist und was etwa noch geschehen mag, für die Vergeltung, die Gott über uns verhängt, damit wir ihn wieder suchen, wenn wir ihn im wilden Strudel des verwirrenden Lebens verloren haben. Ist die zweite Hälfte dieses Papierstreifens aufzufinden, dann muß auch dessen Träger zu ermitteln sein, vorausgesetzt, daß er noch am Leben ist."

Gruithoven war sichtlich gerührt. Versöhnt reichte er Rosa die Hand, mit stummem Blick sie seiner vorigen Worte wegen um Verzeihung bittend.

„Wir wollen es versuchen", sprach er aufstehend und die Fremden in dieselben Zimmer nöthigend, in denen Cornelie einst in jugendlicher Lebenslust gescherzt, geliebt und gesündigt hatte.

Rosa bekannte sich leicht in den verschiedenen Räumlichkeiten, die sie schnell durchlief, während der altersschwache Gruithoven sich rüstete, den Herrn der Skalhütte zu begleiten. Selbst die geheime Thür, welche dem Marquis Zutritt gestattete und die Rosa oft genug heimlich geöffnet hatte, war noch vorhanden. Diese Thür hatte Rona's Bruder, der sie zufällig entdeckte, ins Unglück gestürzt, denn sie lehrte ihn den Verrath der von ihm angebeteten Geliebten kennen.

Moser hatte sich auf Rona's Geheiß entfernt,

um den Wagen herbeizuholen, der sie an den Eingang des Gehölzes brachte. Die Rückkehr desselben fand alle zum Aufbruche nach dem Findelhause bereit, wo Gruithoven beinahe zwei Menschenalter hindurch ebenso gewissenhaft als liebevoll die geistige Entwickelung aller ihm anvertrauten Kinder sich hatte angelegen sein lassen.

Drittes Kapitel.

Cornelie.

Frau von Gampenstein war von der warmen Frühlingsluft in den Schloßgarten gelockt worden, in dessen geradlinigen Taxusgängen sie einsam auf und nieder ging. Seit längerer Zeit schon pflegte sich die ehedem so luxuriöse und gefallsüchtige Weltdame einfach und ziemlich dunkel zu kleiden; jetzt trug sie volle Trauer, obwohl der Tod an dem alten Freiherrengeschlecht schonend vorübergegangen war.

Folgen wir der einsam Wandelnden, die wenig Sinn zeigt für das Wiedererwachen der Natur aus langem Winterschlafe, die milde, weiche Luft aber doch mit Behagen einschlürft, so bemerken wir, daß sie in den sorgsam gepflegten Händen einen Rosenkranz trägt. Ob das zeitweilige Fallen einzelner Perlen desselben durch Zufall geschieht, oder ob die Wandelnde ihre Gebete daran abzählt, läßt sich nicht be-

stimmt ermitteln. Die tief ernsten, bekümmerten Züge der in Trauer gehüllten Dame sprechen für Letzteres.

Cornelie hat schwere, trübe Wochen und Monate verlebt seit jenem Tage, wo sie durch den Besitzer der Skalhütte die Kleinodien wieder erhielt, die sie in den letzten Jahren so schwer vermißte, die sie verloren glauben mußte, seit Rosa hartnäckig behauptete, daß sie nicht wisse, wo sie geblieben seien. Das eigene Schuldbewußtsein peinigte die Unglückliche mit den schrecklichsten Vorstellungen. Andeutungen Rosa's ließen sie vermuthen, der von ihr verrathene Geliebte habe sich derselben bemächtigt, um für spätere Tage eine Waffe gegen sie in Händen zu haben, mit der er sie jederzeit zu Boden schmettern könnte! Dieses Verschwinden des Theuersten, das Cornelie besaß, nannte sie Joseph's Raub, den wieder zu erhalten die Geängstigte zu den schwersten Büßungen entschlossen war, seit sich ihr die Ueberzeugung aufgedrungen hatte, daß ihr Sohn, den sie im Halbwahnsinn Rosa zu tödten befahl, als der Fluch des verrathenen Geliebten auf sie niederschmetterte, wahrscheinlich noch am Leben sei.

Berthold Rona, in welchem Cornelie den Bruder Joseph's erkannte, verfuhr mit der schuldbeladenen vornehmen Frau milder, als sie zu hoffen je gewagt hatte. Ihm zunächst hatte es Cornelie zu verdanken,

daß der Freiherr sie ganz unbehelligt ließ, ja daß er nicht einmal den Inhalt der Rolle kennen zu lernen begehrte, die auf Schloß Gampenstein zu so bewegten Auftritten führte. Der Freiherr verreiste unmittelbar nach erfolgter Auslieferung der von Rona gefundenen Rolle an Cornelie, und die Baronin blieb alleinige und unbeschränkte Gebieterin im Schlosse.

Rona's Billet, welches die Rückgabe der Rolle begleitete, gab Cornelie zwar nicht den vollen Frieden ihres Herzens wieder, aber es träufelte doch Balsamtropfen der Hoffnung in ihre gefolterte Seele. Rona schrieb der unglücklichen Frau: „Ich werde es zur Aufgabe meines Lebens machen, den Sohn meines geopferten Bruders aufzusuchen.“ Kein Wort des Vorwurfs enthielten die Zeilen des großmüthigen Mannes, den Cornelie jetzt gern auf ihren Knieen um Verzeihung gebeten hätte, wäre er zu bewegen gewesen, noch einmal nach Gampenstein zu kommen.

Darauf mußte die Baronin verzichten. Elias Moser, der Abgesandte des Herrn der Skalhütte, der ihr Brief und Rolle überbrachte, benahm ihr diese Hoffnung; später machte er Cornelien persönlich die Anzeige, daß er mit Rona auf Reisen gehe und daß Rosa ihn begleiten werde.

„Unsere Rückkehr, gnädige Frau, bringt Ihnen Erlösung von allen Uebeln und Linderung aller Schmerzen“,

fügte er in seiner treuherzigen Weise begütigend hinzu. „Wir drei werden forsch suchen, und wenn nicht Himmel und Hölle zusammen sich gegen uns verschworen haben, finden wir gewiß, was wir suchen.“

So blieb sich denn Cornelie selbst überlassen und gewann Ueberfluß an Zeit, um über ihr Schicksal und die Lage, in welche sie ihre leichtsinnig verlebte Jugend gebracht hatte, gründlich nachzudenken.

Zunächst beschäftigte sie der Inhalt der endlich an sie gelangten Rolle, die sie in fieberhafter Aufregung bei verschlossenen Thüren durchmusterte. Es waren wenige, aber inhaltreiche Papiere, die Cornelie erst wiedererkannte, als sie vor ihr lagen: das erste Billet, das sie von Joseph Aaron erhielt, ein zweites von weit späterem Datum, in welchem er ihr offen seine Liebe gestand. Das dritte enthielt seine Werbung um ihre Hand. Endlich lag noch ein Document in besonderer Umhüllung daneben, das Cornelie, vor Furcht und Verlangen zitternd, öffnete. Es war ihr selbst unbekannt, aber ihre Seele jubelte auf vor Freude, als sie sich mit dem Inhalte desselben bekannt machte. In ihrer Hand ruhte der Taufschein Aaron's. Der von ihr verstoßene Mann, der Alles für sie geopfert hatte, war also ganz im Stillen Christ geworden. Cornelie konnte daran nicht mehr zweifeln, denn Ort und Zeit des erfolgten Uebertritts waren auf dem

Documente genau verzeichnet. Nur der Name, welchen Joseph in der Taufe erhalten hatte, war nicht ausgeschrieben. Cornelie durchlas den Taufschein unzähligemal und konnte doch nur die beiden Buchstaben O und A herausbringen. Auch die bei der Handlung als Zeugen gegenwärtig gewesenen Personen waren nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen genannt. Dieses Versteckenspielen mit Namen war nur erklärlich, wenn man der Zeit gedachte, in welche Joseph's Uebertritt zur katholischen Kirche erfolgte. Der politische Wirrwarr hatte damals gerade jenen furchtbaren Culminationspunkt erreicht, wo den Machthabern in dem moralisch verwilderten Frankreich nichts mehr heilig war, und wo der Priester, welcher Muth genug besaß, einen Juden zu taufen, ebenso gut das Schaffot für solchen Liebesdienst besteigen konnte als der Täufling selbst. Nur in der Geheimhaltung einer Handlung, auf die Niemand in jenen Tagen des Schreckens Gewicht legte, lag Sicherheit für alle dabei Betheiligten.

Wie dieses Document in die Rolle gekommen sei, blieb Cornelien ein Räthsel. Joseph hatte zwar mehrmals von der Absicht gesprochen, seinem Glauben entsagen zu wollen, falls dieser das Haupthinderniß eines Ehebündnisses mit der Geliebten sei, daß er aber diesen Entschluß ausgeführt habe, davon wußte sie nichts.

Das Datum des Taufscheins sagte ihr freilich, daß Joseph diesen entscheidenden Schritt erst kurz vor jener Katastrophe gethan habe, die einen so großen Wendepunkt auch in ihrem Leben bezeichnete.

Aufschlüsse über Alles, was Cornelien noch dunkel war in dieser für sie selbst doch so wichtigen Angelegenheit, hätte nur Rosa geben können. Diese ebenso klug berechnende als intriguante Persönlichkeit, welcher der eigene Vortheil über Alles ging, mußte um den Schritt Joseph's, dessen ganzes Vertrauen sie besaß, gewußt haben. Es war bei Rosa's intriguantem Charakter nicht unwahrscheinlich, daß sie Joseph dazu ermuntert hatte, je mehr Corneliens Neigung zu schwanken begann; denn die vollendete Thatsache, daß der begabte Jude Christ geworden sei, ließ sich unter Umständen zu ihrem eigenen Besten ausnutzen.

Cornelie von Gampenstein freute sich jetzt dieser späten Entdeckung. Für die reuige Frau, die nach Vergebung schmachtete, lag in Joseph's Uebertritt zu der Kirche, deren Tröstungen sie schon lange allein noch aufrecht hielten, eine große Befriedigung. Der längst Verstorbene, der sich unter so furchtbaren Verwünschungen für immer von ihr gewandt hatte, ward ihr dadurch näher gerückt. Sie fühlte sich ihm verwandter, und wenn sie nun erst mit ganzer Seele ein offenes, wahrheitsgetreues Gemälde von ihrem verworrenen

Lebensgange im Beichtstuhle entwerfen konnte, glaubte sie mit der Vergebung des Priesters auch die Verzeihung des verrathenen Geliebten zu erhalten.

Daß ein solches noch immer nicht möglich war, bekümmerte Cornelie wieder aufs neue. Jeder Tag mahnte sie an die Vergangenheit und brachte ihr doch keinen dauernden Trost. Rosa allein hätte ihr helfen können, wenn sie zum Sprechen bewogen werden konnte. Auf Letzteres hoffte die Baronin, seit Rona, dieser sonderbare Mann, über den sie unter der Hand Erkundigungen einzog, Gewalt über sie gewonnen hatte. Allein Rosa ließ ebenso wenig von sich hören wie Rona und Moser, und an Personen, denen sie nicht volles Vertrauen schenken konnte, wagte Cornelie sich nicht zu wenden.

Moser fehlte der Baronin in diesen zu Wochen und Monaten sich verlängernden Tagen am allermeisten. Mit Afra konnte sie wohl plaudern, ihr Innerstes aber mochte sie dem jungen Mädchen doch nicht enthüllen. Häufig weilten ihre Gedanken auch in Gablona. Sie würde unbedenklich dahin gereist sein, hätte sie mit gutem Gewissen so beichten können, wie sie es wünschte; denn die Stimme des Domherrn klang noch immer fort in ihrem Herzen, und oft ward der Wunsch, ihn abermals zu hören, so stark in ihr, daß sie kaum zu widerstehen vermochte. Dann aber fürch-

tete sie auch wieder den Scharfblick des Priesters, der schon bei der ersten Unterredung ihre Verhältnisse tiefer durchschaute, als ihr lieb war.

Cäsar, welcher Schloß Gampenstein bald nach Neujahr verlassen hatte, kehrte nicht zurück, aber er correspondirte fleißig theils mit seinem Inspector, theils mit dem Pachter Pabst, die ihm auch Antwort geben mußten. Selbst erhielt Cornelie keinen Brief von ihrem Gemahl, was sie auch kaum erwartete; dagegen erfuhr sie durch die Verbindung, welche der Freiherr aus geschäftlichen Gründen mit seinen Untergebenen unterhalten mußte, wo er verweilte.

Pabst, ein Mann von großer Redlichkeit, der oft sein Auge theilnahmvoll auf Cornelie zu richten pflegte, wenn ihr Seelenleid sich in ihren bleichen Zügen abspiegeln mochte, ward für die Baronin jetzt die Quelle, aus der sie Nachrichten schöpfte, um hinter die Pläne des Freiherrn zu kommen. Von ihm erfuhr sie auch den Besuch Cäsar's bei dem Grafen Serbelloni, den sie persönlich nicht kannte. Später hatte der Freiherr eine Nacht auf dem Vorwerke in Gesellschaft eines Fremden, der mit ihm gekommen war, zugebracht und war tags darauf, ohne nach Gampenstein zu kommen, allein in die Residenz abgereist, während der Fremde, dessen Namen und Stand er nicht zu kennen behauptete, die Straße über den Gebirgspaß eingeschlagen hatte.

Von Cornelien mit allerhand Fragen bestürmt, ließ sich der arglose Pachter zu der Bemerkung verleiten, daß es ihm vorgekommen sei, als habe er den unbekannten Begleiter des gnädigen Herrn schon früher einmal auf dem Vorwerke gesehen. Irre er sich nicht in der Person, so habe der Unbekannte, der inzwischen sehr alt geworden sei, einen jungen Begleiter bei sich gehabt, der seinem Aussehen und seinem ganzen Wesen nach wohl Geistlicher gewesen sein möge.

Diese Bemerkungen gaben der sich selbst überlassenen Dame viel zu denken, wenn ihr Sinnen und Grübeln auch zu keinem Ziele führte. Der Verkehr ihres Gatten mit dem Grafen Serbelloni ängstigte sie, weil sie keine Erklärung dafür fand, und da alle Nachrichten von Rona ausblieben, obwohl Rosa ihr versprochen hatte, möglichst bald zu schreiben, so wollte die Qual ihres Herzens kein Ende nehmen.

Cornelie ging während ihrer Wanderung im Schloßgarten ihr ganzes Leben durch und hatte oft genug Ursache, über die Wendungen, die es zu verschiedenen Malen genommen, zu seufzen. Die Liebe Cäsar's hatte sie längst verscherzt, die Neigung, welche ihr Herz zu dem ritterlichen, starken Manne unwiderstehlich hingezogen, war zu früh in ihr erloschen; des Sohnes Liebe verstand Cornelie sich weder zu gewinnen, noch zu erhalten. So vereinsamte sie mehr und mehr und

wühlte sich immer tiefer in den Gram, der hoch aufgehäuft lag in ihrem Innern. Der Freiherr hatte sie fast ohne Abschied verlassen, Egbert war ihr verloren gegangen; Moser, dessen Klugheit sie ebenso sehr vertraute, wie sie seine Herzensgüte und seine unbestechliche Ehrlichkeit hochschätzte, ging von ihr fort; Rosa endlich, die ihr freilich selten wahren Trost brachte, ihr Herz aber doch regelmäßig zur Ruhe sprach, wenn sie längere Zeit mit ihr verkehrte, hielt ihr Versprechen nicht, und Elfriede, für welche die Baronin aus innerstem Herzensdrange zu sorgen sich verpflichtet hielt, blieb ihr unerreichbar. Cornelie hatte das versteckt gelegene Haus am Lärchenwäldchen, dem sie schon wenige Tage nach Rona's Abreise einen Besuch abstattete, verschlossen gefunden.

Wie schon so oft, endigte auch diesmal der quälerische Gedankengang der Edeldame mit einem schweren, tiefen Seufzer. Da stand Afra vor ihr, einen Brief in der Hand, den sie der Herrin lächelnd überreichte.

„Von weit her, gnädige Frau!“ sprach sie mit bedeutungsvollem Augenwink. „Ich bin gelaufen, daß ich kaum athmen kann.“

Cornelie warf nur flüchtig einen Blick auf die Adresse und riß dann mit zitternden Fingern das Couvert auf. Der Brief war von Rosa Moser, aus Lüttich

datirt. Sein Inhalt versetzte die Baronin in unbeschreibliche Aufregung. Sie las ihn wieder und wieder, vergoß dabei Ströme von Thränen, küßte die Schrift und rang dann wieder die Hände wie eine Verzweifelte. Afra, die ernstlich um das Wohl ihrer Gebieterin besorgt war, hielt sich in ihrer Nähe. Fragen an sie zu richten, erlaubte die Stellung nicht, die sie einnahm.

Endlich ward Cornelie ruhiger. Sie winkte die Zofe zu sich, sah ihr forschend in die braunen Augen und sprach:

„Bist Du treu und kannst Du schweigen?"

„Wie das Grab, gnädige Frau", lautete die Antwort.

„Dann sollst Du mich begleiten auf der Reise, die ich vorhabe. Ich werde Gampenstein nur für einige Tage verlassen, aber sogleich. Gib die nöthigen Befehle und packe eiligst zusammen, was ich brauche! Ein Bote muß auf der Stelle zu Pabst abgeschickt werden, damit er nicht umsonst vom Vorwerke herüberkommt. Erinnerst Du Dich des Tages in Gablona?"

„Sehr wohl, gnädige Frau."

„Dahin geht unsere Reise. Ich muß ihn sprechen und, wenn er sich unwissend stellt, ihm diesen Brief entgegenhalten."

„Den hochwürdigen Domherrn, gnädige Frau?"

„Den Domherrn!“ wiederholte Cornelie erstaunt und zugleich auch erschreckt. „Wie Du doch kindisch fragst! Was habe ich mit dem Domherrn zu thun? Den Haushofmeister des Grafen Serbelloni will ich sprechen. Er wohnte in demselben kleinen Gartenpalais, in dem wir die Nacht vor der Wallfahrt zur schmerzensreichen Madonna zubrachten. Weißt Du nicht, Afra, die lebhafte, kleine Frau, die so bittere Klage über meine Appetitlosigkeit führte, schilderte uns den Haushofmeister als einen Mann, der — wie sie sich ausdrückte — mit seinen kleinen, stechenden Augen um die Ecke sehen könne und der nichts liebe als das Gold, das er auf alle nur denkbare Weise zusammenscharre.“

„Und diesen schrecklichen Menschen wollen die gnädige Frau Baronin sprechen? Ist das durchaus nöthig?“

„Ich muß ihn sprechen, allein sprechen, und wäre der Teufel Oberster in ihm verborgen!“

Cornelie drängte zu größter Eile, und Afra mußte gehorchen, wenn sie ihre Gebieterin nicht ernstlich erzürnen wollte.

Viertes Kapitel.

Reyneval.

Der Weg durch das Gebirge war reich an überraschenden Aussichten, da die Straße bald an schroffen Abhängen hinlief, bald freie Kuppen berührte, die aus dem Walde hervortraten. Eine dieser Kuppen, welche der Weg aber nur streifte, trug die Trümmer einer alten Burg, die dem Geschlecht Gampenstein gehörte. Ursprünglich hatten die ersten Herren dieses Stammes, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach wenig von den Rittern des Stegreifs unterschieden haben mochten, hier gehaust. Erst später waren die Gampenstein aus den Bergen in das freie Land hinabgestiegen, worauf die von ihnen verlassene alte Veste nach und nach verfallen war. Im Volke ging freilich eine andere Sage, die auch das Tagebuch vertheidigt hatte, obwohl Cäsar deren Wahrheit lebhaft bestritt. Nach dieser Sage war die Burg — im Tagebuch „das Raubnest" genannt — von den Bürgern der nächstgelegenen

Städte zerstört und die Herren Ritter, die lange nur vom Ueberfall friedlicher Kaufleute gelebt hatten, gewaltsam vertrieben worden.

Beim Anblick des zertrümmerten Gemäuers, das jetzt düster aus dem frischen Grün rankender Schlinggewächse und üppig wuchernder Moose hervorlugte und die Wendungen des Gebirgspasses sowohl nach Norden wie nach Süden vollkommen beherrschte, trat die Kirche von Gablona und bald darauf nur für einen Moment das imposante Schloß des Grafen Serbelloni in den Gesichtskreis. Cornelie athmete tief auf und ihre Züge verdüsterten sich. Sie hatte während der ganzen Fahrt nur selten ein Wort mit Afra gesprochen.

„Wenn ich von einem gar zu harten Geschick heimgesucht werden sollte“, wandte sie sich jetzt an die Zofe, „und ich bedürfte des Trostes, so stehe nicht an, Seine Hochwürden rufen zu lassen. Ich bin dann wohl in der Lage, beichten zu können. Vielleicht ist Moser schon daheim, wenn ich nach Gampenstein zurückkehre. Erwarten dürfen wir ihn und seine Frau jeden Tag. Sie werden nach so langer Abwesenheit viel zu erzählen haben.“

Der Wagen rollte weiter, und da Afra ihre Gebieterin durch Fragen nicht belästigen wollte, schwieg sie lieber, was die schon wieder in tiefe Gedanken versunkene Baronin gar nicht zu bemerken schien.

Liddy Marbold rupfte eben einen Kapaun, als Cornelie in die Eremitage trat und die Frau Obergärtnerin zu sprechen wünschte. Der Schreck der kleinen, runden Frau war groß, als sie der vornehmen Dame ansichtig wurde, die sie höchst respectwidrig in vollem Küchenhabit und ohne Locken empfing. An feinen und tiefen Knixen ließ es Liddy zwar nicht fehlen, der sonst so beredten Zunge standen aber die doch so nöthigen Worte der Entschuldigung nicht in reichem Maße zu Gebote.

„Excuse, gnädige Frau, Excuse!“ war Alles, was Frau Marbold als Begrüßungsformel hervorstottern konnte, während sie mit ihren weichen, dicken Händen die an der Schürze hängen gebliebenen Federn abzustreifen sich vergeblich bemühte. „Geben allergnädigste Frau Baronin mir nur eine Stunde Frist, so verspreche ich vorzügliche Bewirthung. Fühle mich außerordentlich geehrt! Bitte gehorsamst, näher zu treten! Aber tausend Excuse! Wenn der Mensch gar nicht vorbereitet ist —“

„Liebe Frau Marbold“, fiel Cornelie ein, die sich bequem im Sopha niederließ, „wenn Sie wünschen, daß ich mich eine Nacht oder auch zwei wohl fühlen soll unter Ihrem Dache, so machen Sie ja keine Umstände und sparen Sie alle Entschuldigungen!“

„Allergnädigste Frau Baronin haben bei Dero

erstem Besuche nicht einmal gefrühstückt! Selbst den Kaffee verschmähten Ew. Gnaden und die famosen gablonaer Butterhörnel! Ich habe damals vor Schmerz beinahe geweint, aufrichtig geweint, Ew. Gnaden!"

Um Corneliens Lippen spielte ein spöttisches Lächeln.

„Ach ja, beste Frau Marbold, ich weiß, daß ich recht unartig gegen Sie gewesen bin an jenem Wallfahrtsmorgen", entgegnete sie, „unartig und undankbar dazu! Sie nahmen mich auf wie eine Freundin, obwohl ich Sie früher nie gesehen, nur gehört hatte, daß Sie eine vortreffliche, herzensgute, liebenswürdige Frau seien, die weit und breit ihresgleichen suche."

„Sehr obligirt, gnädigste Frau Baronin!" fiel Liddy ein, machte einen Knix und pflückte die letzten Kapaunenfedern von der Schürze. „Nichts als Schuldigkeit, gnädige Frau! Wer gegen seinen Nächsten nicht gefällig ist, entwürdigt sich selbst! Gefälligkeit ersetzt in sehr vielen Fällen die Freundschaft!"

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei, beste Frau Marbold", nahm Cornelie von Gampenstein wieder das Wort, „und eben deshalb muß ich nachträglich meiner Unart wegen um Entschuldigung bitten. Der Mensch wird häufig von den Umständen beherrscht, während es seiner würdiger wäre, die Umstände seinem

Willen unterzuordnen. Doch lassen wir das, beste Frau Marbold. Ich weiß, daß Sie mir nicht mehr zürnen, und ich sage Ihnen aufrichtig Dank für Ihre damaligen Aufmerksamkeiten, die ich so wenig zu würdigen verstand! Darf ich Sie heute um eine Gefälligkeit bitten?"

„Um eine, gnädige Frau? Um hundert, wenn Sie mich für eine respectable Person halten, die ihren Platz in der Welt ausfüllt! Fordern Sie nur tüchtig, gnädige Frau Baronin, an mir ist's, mit dem Kopfe zu nicken und Amen zu sagen! Aber umsonst, meine Allergnädigste, umsonst ist der Tod. Verlangen können Sie von mir, was Sie wollen; Sie bekommen es, so ich's zu schaffen vermag. Allein —"

„Nun was denn, meine gute Frau Marbold?"

„Gnädige Frau müssen mir die Ehre anthun, von meinem Kapaun zu essen! Junge Endivien — eigener Zuwachs — und zarteste Rapontikawurzel dazu als Salat mit Oel süß wie Nuß! Ein Geschenk drüben vom Schloß — sechs Flaschen! Deliciös, sag' ich Ihnen! Man ist nie verlassen, wenn man seine Connexionen mit der hohen Geistlichkeit und vornehmen Herrschaften klug zu conserviren weiß! Also, allergnädigste Frau Baronin, ein gutes Stück meines Kapauns gegen Ihre Forderung!"

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht",

erwiderte Cornelie, für welche Liddy's Andeutungen Werth hatten. „Ich nehme es für ein gutes Zeichen, daß Sie Gewicht auf Verbindungen legen, die auch ich für sehr fördernd halte. Der Haushofmeister Seiner Excellenz des Grafen geht bei Ihnen aus und ein?"

„Er ist die rechte Hand seines Herrn, gnädige Frau Baronin, und ganz charmant, wenn man ihn nur zu behandeln versteht. Nun, was das betrifft, so weiß ich Bescheid! Man lernt Menschen kennen, wenn man Grafen, Fürsten und Cardinälen zu höchster Zufriedenheit gedient hat."

„Charmant, meine liebe Frau Marbold. Ich freue mich, daß wir uns so ganz verstehen. Ich wünsche nichts eifriger, als diesen interessanten Herrn schleunigst kennen zu lernen."

Liddy stemmte beide Arme in die Seite, was sie nur dann that, wenn sie die Ansicht eines Andern entschieden bestreiten zu müssen glaubte, und glotzte die Baronin mit ihren runden Augen höchst verwundert an. Es vergingen einige Sekunden, ehe es ihr einfiel, daß sich directer Widerspruch der vornehmen Dame gegenüber doch wohl nicht schicke. Sie ließ also die Arme wieder von den vollen Hüften herabgleiten, machte ihrer Gewohnheit nach einen Knix, schüttelte das lockenlose Haupt und versetzte mit einem Lächeln, das schlau sein sollte:

„Allergnädigste Frau Baronin haben da einen capital-superben Einfall, capital-superb, muß ich gestehen! Wollen den vertrockneten alten Stockfisch sprechen, der aussieht wie ein harpunirter Kabeljau! Capital-superber Einfall! Würde ein schönes Bild abgeben! Der lederne Geldsack die schöne gnädige Frau wie ein knurriger Pudel umkollernd!"

„Auf das Bild, das ich in einem durchaus nothwendig gewordenen Gespräche mit diesem Manne abgeben würde, kommt es nicht an, liebe Frau Marbold", entgegnete Cornelie mit einer Stimme, der es anzuhören war, daß ein vorgefaßter Beschluß unter allen Umständen zur Ausführung kommen sollte. „Sie werden mir also den Gefallen thun und den Haushofmeister hierher citiren lassen."

Liddy war zu welterfahren, um durch einen neuen Einwurf sich möglicherweise die Gunst der Baronin zu verscherzen.

„Wenn die gnädige Frau befehlen und wenn es nöthig ist", entgegnete sie, „dann freilich darf man nur Ja und Amen sagen! Gnädige Frau wollen jedoch bedenken —"

„Haben Sie noch etwas zu erinnern?"

„Daß der Herr Haushofmeister einen sehr eigensinnigen Kopf hat — 's ist ein Spanier, mit Verlaub zu sagen! — und daß ich fürchte, er bedient meinen Boten mit höchst respectwidriger Antwort."

„Dieser Sorge will ich Sie überheben, Frau Marbold. Ihr Bote hat dem genannten Herrn nur diese Karte zu übergeben. Ist er wirklich aus Spanien gebürtig und überhaupt ein Ehrenmann, so wird er noch früher in der Eremitage eintreffen als die Person, die ihm meine Botschaft überbringt. Einer Beurlaubung von seiten des Grafen bedarf es hoffentlich nicht?“

„Nicht daran zu denken, gnädigste Frau Baronin!“ versetzte Liddy. „Der Herr Haushofmeister ist unabhängiger und selbstständiger als die Excellenz, der er dient!“

Cornelie von Gampenstein überreichte der Frau des Obergärtners ihre Karte, die außer ihrem Namen nebst der Baronenkrone noch einige französische Worte enthielt, welche Liddy nicht zu enträthseln vermochte.

„Soll auf der Stelle besorgt werden“, sprach sie. „Nach Ablauf einer guten Stunde kann der Herr Haushofmeister hier sein. Und nun wollen die gnädigste Frau mir gütigst erlauben, daß ich in der Küche wieder zum Rechten sehen darf. Ich kann sonst für das Gedeihen der Kapaunen nicht einstehen.“

Diese Erlaubniß gab Cornelie der wirthschaftlichen Frau unter sehr gnädigem Lächeln.

Als Liddy Marbold sich raschelnd und ein paarmal gleich einer rollenden Kugel um ihre eigene Achse sich drehend entfernt hatte, legte Cornelie ihre Hand auf Afra's Arm und sagte:

„Laß uns jetzt spazieren gehen! Die Luft ist von einer wunderbaren Frische. Mich drängt es, oben an der Kapelle, wo wir, versteckt hinter Blumen und Stauden, den Domherrn belauschten, mein Gebet zu sprechen.“ Afra mußte sich dem Wunsche der Gebieterin fügen und erstieg mit ihr den Calvarienberg, der jetzt von Niemand besucht war. Die Thür der Kapelle war verschlossen, gestattete aber durch die mit starkem Drahtgitter versehene Oeffnung in derselben, welche die Stelle eines Fensters vertrat, den vollen Anblick des Altars mit dem stillen Flämmchen der ewigen Lampe. Ein Betschemel vor der Thür, gerade hoch genug, um den darauf Knieenden noch den Schrein erblicken zu lassen, in welchem das wunderthätige Marienbild aufbewahrt wurde, lud Gläubige zu andächtigem Gebet ein.

Cornelie bediente sich dieses Schemels, um eine Anzahl Ave Maria und ein Paternoster zu beten. Afra stand gebückten Hauptes seitwärts, bewegte die Lippen und ließ ihre braunen Augen neugierig über die Gegend schweifen, die im schönsten Schmuck des Frühlings, von Sonnengold umglänzt und durchflutet von dem würzigen Duft zahlloser blühender Obstbäume, sich vor ihr ausbreitete.

Die Stunde war noch nicht ganz abgelaufen, als Frau von Gampenstein, geführt von Afra, die

Eremitage wieder betrat. Liddy Marbold hatte die ihr gegebene Zeit gut benutzt; sie war in vollem Staat, geschmückt mit dem schönsten Lockenwald, den sie besaß, und empfing die Baronin auf der Treppe zur Eremitage.

„Genau vor sechs Minuten, gnädige Frau, ist der Herr Haushofmeister in einem Einspänner hier eingetroffen", sagte sie. „Das arme Thier dampfte wie ein Theekessel! Es wird noch herumgeführt in der Manège, damit das wilde Jagen ihm nicht schadet. Gnädige Frau Baronin wollen aber verzeihen, wenn ich pflichtschuldigst zu avertiren mich gedrungen fühle, daß der Herr Haushofmeister barbarisch aussieht und daß er mich — mit gebührendem Respect zu vermelden — so zu sagen angeschnauzt hat! Wann befehlen die gnädige Frau, daß zum Souper angerichtet werden soll?"

„Das bleibe Ihnen ganz allein überlassen, liebe Frau Marbold", entgegnete Cornelie; „jedenfalls werde ich aber erst dann an Speise und Trank denken können, wenn ich mein Geschäft mit dem Haushofmeister beendigt habe. Führen Sie mich zu ihm, liebe Frau! Da ich den Mann allein sprechen muß, werden Sie dieser Kleinen hier einstweilen wohl eine passende Beschäftigung zuweisen können."

Der Haushofmeister des Grafen Serbelloni hatte,

ohne zu fragen, sogleich Besitz von dem Zimmer der Eremitage genommen, das er seit Jahren bewohnte, wenn ihn Geschäfte nach Gablona führten. Das Zimmer lag nach hinten hinaus und hatte die Aussicht auf einige Gärten des Städtchens, die nur ein schmaler Pfad von dem gräflichen Gartengrundstück trennte.

Es war schon in der sechsten Nachmittagsstunde; die Strahlen der niedergehenden Sonne fielen schräg auf die zwei hohen Fenster des genannten Zimmers, in welchem der hagere Mann unruhig auf und ab ging. Sein Kopf war merkwürdig klein, das ledergelbe, gleichsam zusammengeknotete Gesicht hatte wirklich eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Beutel, den scharfkantige Geldstücke füllen. Er blieb, mit der blutlosen, knöchernen, fast zigeunerbraunen Hand die nächste Stuhllehne erfassend, zwischen beiden Fenstern stehen, als die Thür sich jetzt leise öffnete und die fein gebaute Gestalt der Baronin von Gampenstein elastischen Schrittes eintrat. Cornelie ging schnell auf ihn zu und stellte sich ihm so gegenüber, daß der Haushofmeister eine Viertelswendung machen mußte, wollte er der Baronin ins Auge schauen. Diese Wendung, zu welcher ihn die kluge Edeldame zwang, hatte für Cornelie den Vortheil, daß sein Gesicht von dem hereinfallenden Licht voll beleuchtet wurde.

Beide maßen einander mit kalten, mißtrauischen Blicken.

„Erinnern Sie sich meiner noch, Herr Reyneval?“ redete nach kurzem Schweigen, während die Blicke beider nur stumme Fragen an einander richteten, die Baronin den Haushofmeister an. „Wir begegneten uns, wenn ich nicht sehr irre, zum ersten Male in Versailles unter jener Rotte blutlechzender Weiber des Volkes, die verschiedene Köpfe massacrirter Edelleute auf Piken mit sich führten. Sie kamen gnädiger als Andere mit einer bloßen Zeichnung davon, die allerdings ziemlich tief Ihre Wange ritzte. Der Jäger des Marquis von Saint-Hilaire leistete Ihnen die erste Hülfe und ich beraubte mich des eigenen Tuchs, das meine Schultern verhüllte, um einen Nothverband daraus machen zu lassen.“

„Es würde ungalant sein, gnädige Frau“, entgegnete auf diese Anrede der Haushofmeister, ohne daß sein verknöchertes Mumiengesicht eine Spur von Aufregung, ja kaum von Bewegung zeigte, „wollte ich die Wahrheit Ihrer Behauptung anzweifeln. Der Pikenstich, der mich noch heutigen Tages kennzeichnet, ist wenigstens notorisch. Ich kann ihn nicht ableugnen, und da er mir keine Schande macht, so hätte ich vielleicht sogar ein Recht, damit zu prahlen. Siege wie Niederlagen lassen gewöhnlich Wunden zurück.“

„Der Marquis von Saint-Hilaire war Ihr Freund, so behauptete die Gesellschaft.“

Der Haushofmeister verbeugte sich, indem er erwiderte:

„Ich kannte der Männer dieses Namens einige.“

Cornelie zog den Brief hervor, den sie von Rosa Moser erhalten hatte, trat dicht an den Haushofmeister, zeigte auf eine Stelle darin mit zitterndem Finger und raunte ihm dabei leise ins Ohr, die Worte des Briefes recitirend:

„Reyneval mit dem Lanzenstich in der Backe war der Vermummte, welcher die Briefe des schönen Joseph an sich nahm, als ich, vom Schlaf überfallen, vor Ihrem Kabinet Wache halten sollte. In Reyneval's Hände fiel das Kind, als ich mich desselben entledigt hatte, ohne ihm ein Haar zu krümmen. Er war mir heimlich nachgeschlichen, um mein Thun zu beobachten. Und endlich hat Reyneval den Knaben noch lebend in die Drehscheibe des großen Findelhauses gelegt.“

Cornelie schwieg, deutete auf die Unterschrift des Briefes und blitzte mit ihrem gewaltigen Auge den Haushofmeister wie ein Criminalrichter an. Dieser verzog keine Miene.

„Sie kennen auch diesen Namen hier!“ setzte sie erregt hinzu.

„Und wenn dem so wäre, gnädige Frau, was

würden Sie daraus folgern?“ fragte der eisig kalte Mann, dessen Hand noch fest wie eine Klammer auf der Stuhllehne ruhte.

„Daraus würde ich folgern und folgere ich wirklich, mein Herr Reyneval, daß Sie wissen, wissen müssen, was aus jenem armen Kinde, aus dem Sohne Joseph Aaron's, das seine eigene Mutter in der Raserei des wahnsinnigsten Seelenschmerzes verstieß, geworden ist!“ rief Cornelie schluchzend und brach kraftlos vor dem Haushofmeister zusammen, der noch immer mehr einer Statue als einem belebten Wesen glich.

Der Haushofmeister hob Cornelie auf und geleitete sie zu dem nächsten Lehnsessel.

„Sie bedürfen vor allem der Ruhe, gnädige Frau Baronin“, sprach er, „und Ruhe wird auch für mich Pflicht sein, wenn nicht eine Geschichte, die ich längst der Vergessenheit übergeben glaubte, ihre unheimlichen Schatten in die lebendige Gegenwart hineinwerfen soll. Behandeln wir die Sache als das, was sie ist, als etwas Geschehenes, etwas Altes. Es sind an dreißig Jahre darüber vergangen und Niemand hat mehr daran gedacht.“

„Niemand!“ klagte Cornelie. „Wenn Sie die Qual einer Mutter kennten, in deren Träumen der Säugling sie vor Gott verklagt, den die Unselige zu tödten befahl, würden Sie weniger herzlos urtheilen!“

„Herr Aaron starb, wie Männer von starkem Geist und edlem Charakter immer zu sterben pflegen“, fuhr der Haushofmeister scheinbar ohne Rührung, ja ohne alle Empfindung fort. „Er blickte so heiter und glücklich auf die brüllende Canaille, die ihm die Fäuste entgegenballte, als sie ihn mit drei andern Leidensgefährten zum Schaffot transportirten, und rief sein „Vive la république!“ so hell und laut in die Luft hinein, daß ich ihn beinahe um das Glück seiner Narrheit beneidet hätte. Der Marquis von Saint-Hilaire ist ebenfalls todt, und es sollte mich wundern, wenn die gnädige Frau bei Ihrem trefflichen Gedächtniß die Veranlassung und die Art seines Todes vergessen hätte. Ein Cousin des armen Thoren erzählte die Affaire sechs oder acht Jahre später der jetzigen Excellenz in Genua.“

Cornelie erhob bittend Hand und Auge zu dem Haushofmeister, der grausam genug war, alle Wunden im Herzen der unglücklichen Frau wieder aufzureißen. Reyneval zuckte die Achseln und fuhr fort:

„Aus alledem ergibt sich, gnädige Frau Baronin, daß man besser thut, Vergangenes auch vergangen sein zu lassen. Wer dreist oder übermüthig genug ist, Gräber zu öffnen, muß sich auch darauf gefaßt machen, daß der denselben entsteigende Verwesungsdunst ihn betäubt, vielleicht sogar tödtet! Ich meines Theils fühle in mir nicht das Bedürfniß, eines so ignoblen Todes

zu sterben. Darum meide ich auch alle Kirchhöfe, bete nie auf Gräbern und betrete weder Grüfte noch Grabgewölbe, mögen sie in gutem oder schlechtem Rufe stehen. Wollte die gnädige Frau in dieser Beziehung meinem Beispiele folgen, so würden selbiger wahrscheinlich viele qualvolle Stunden erspart werden. Verstorbene sprechen nicht und können nichts nacherzählen, und die Stimme Verschwundener ist im lauten Lärm der Welt schwer herauszuhören."

„Bis Thatsachen sie verkündigen, Herr Reyneval!" fiel Cornelie ein, die unter dem abweisend kalten Tone des Haushofmeisters ihre Fassung wieder gewann. „Mein Sohn, den ich verstieß, den ich vor den Menschen verleugnete, den Gott aber gnädig erhielt, damit die sündige Mutter eines Tages ihn wieder finde und zu seinen Füßen knieend um Vergebung flehe, er lebt, und Sie, Reyneval, Sie kennen den Ort, wo er lebt!"

Der Haushofmeister blickte die Baronin finster an.

„Ich begreife wirklich nicht, gnädige Frau, wie ich zu der Ehre komme, für einen in Ihre Familienverhältnisse Eingeweihten gehalten zu werden", sagte er spöttisch. „Wenn ich auch zugeben will, daß ich bei dem Anblick eines wimmernden Kindes, das ein rauher Wind auf schutzlosem Moosbette getödtet haben würde, ein menschliches Rühren fühlte und es dahin brachte, wo

es allein noch Pflege und Unterhalt finden konnte, so bin ich doch nicht verantwortlich zu machen für dessen spätere Schicksale. Es scheint aber, als habe die gnädige Frau die Absicht, mich eines Verbrechens zu zeihen und als Ankläger gegen mich aufzutreten. Einem solchen Versuche werde ich, falls er beabsichtigt wird, zu begegnen wissen! Wozu soll überhaupt diese ganze Unterredung?"

Cornelie ergriff die Hand des Haushofmeisters, die ihr derselbe nur ungern überließ.

„Verkennen Sie mich nicht, Herr Reyneval", fuhr sie fort, „und haben Sie Nachsicht, wenn ich in meiner Gemüthsaufregung vielleicht falsche Mittel wähle, um das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Nicht um anzuklagen kam ich hierher, Sie um Hülfe zu flehen war meine Absicht! Wollen Sie mir helfen, Herr Reyneval? Wollen Sie dem Werk Ihrer Barmherzigkeit die Krone aufsetzen?"

„Frau Baronin, ich bin nicht ehrgeizig und nebenbei sehr gleichgültig gegen die Urtheile der Welt", entgegnete der Haushofmeister weniger abweisend als bisher. „Nach den Erfahrungen, die ich machte, habe ich die üble Angewohnheit, ehe ich Jemand eine Zusage gebe, zuerst immer zu fragen, was eine begehrte Dienstleistung einbringt. Ich mache mich nicht besser, als ich bin, gnädige Frau, und gebe deshalb zu, daß ich geizig

und habsüchtig bin! Was also habe ich zu erwarten, wenn ich Ihnen entgegenkomme?"

Cornelie drückte dem habgierigen Manne ein Papier in die Hand, das seinen vertrockneten Zügen ein kühles Lächeln entlockte.

„Setzen wir uns, Frau Baronin, und halten wir uns nur an Thatsächliches", sagte er mit größter Gelassenheit. „Die Person, deren ich mich nur dunkel erinnere, behauptet also, daß jenes von mir dem Findelhause überlieferte Kind noch am Leben sei? Gut. Es war ein Knabe, sagen Sie?"

„Sie wissen es! Joseph konnte nicht schweigen!"

„Das war ein Fehler, gnädige Frau! Wer in der Welt fortkommen und sich das Leben nicht zu sauer machen will, muß zu rechter Zeit schweigen und blind sein können! Lebt jener Knabe noch, dann ist er jetzt ein Mann und hat vielleicht schon Carrière gemacht."

„Sie kennen sein Versteck, Reyneval! Sie wissen, was aus ihm geworden ist! Rosa ließ das Kind nicht ohne Erkennungszeichen!"

„Soweit man als Mensch ehrlich sein kann, gnädige Frau, versichere ich bei meiner Ehre, daß ich die Umhüllungen des Säuglings nicht löste! Ich verstand mit so kleinen Geschöpfen nicht umzugehen. Die Frauen im Findelhause konnten besser Gebrauch machen von dem, was das Kind bei sich hatte."

„Mit zehn Jahren ward der Knabe entlassen, schreibt Rosa“, fuhr Cornelie fort. „Fromme Männer, Benedictiner, nahmen sich seiner an. Der verstoßene Sohn seiner unglücklichen Mutter erhielt eine ungewöhnlich sorgfältige Erziehung, besuchte ausgezeichnete Schulen und kam zuletzt auf das Seminar in Lüttich. Dort verliert sich seine Spur, das heißt, ich vermuthe, man will sie aus Gründen, die ich nicht zu errathen vermag, verschwinden lassen.“

„Von wem erhielten Sie diese Nachrichten, gnädige Frau?“

„Werden Sie davon überrascht? Sie waren in Lüttich!“

„Zu verschiedenen Malen.“

„Sie trafen eines Tages mit dem Verstoßenen zusammen!“

„Frau Baronin!“

„Leugnen Sie nicht, Reyneval! Rona von Skal hat es ermittelt!“

Der Haushofmeister erhob sich aus seinem Sessel. Die Muskeln seines verfitzten Gesichtes zuckten krampfhaft.

„Was hat der Herr der Skalhütte sich in diese dunkle Angelegenheit zu mischen, Frau Baronin?“ sagte er beleidigt. „Ich mache mit diesem Manne, dem man bedeutende Intelligenz nicht absprechen kann,

gelegentlich wohl ein Geschäft, zum Vertrauten meiner Geheimnisse würde ich ihn aber nicht erwählen."

Auch Cornelie war aufgestanden. Das Abendroth machte ihr bleiches Gesicht rosig erglühen. Sie erhob die Hand drohend gegen Reyneval und sagte im Tone einer Seherin:

„Gott hat ihn dazu auserwählt! Rona von Skal ist Joseph Aaron's Bruder, und das Kind, dessen Retter Sie wurden, ist sein Neffe!"

Sie schlug die Hände über ihr Gesicht, sank zurück in den Lehnstuhl und weinte die bittersten Thränen. Als sie wieder aufsah, fiel ihr Blick auf Liddy Marbold, die eben die Thür öffnete, um sich nach der Baronin zu erkundigen. Der Haushofmeister schlüpfte geräuschlos an der kleinen Frau vorüber und flüsterte ihr im Vorbeigehen zu:

„Ich stehe der Frau Baronin bei, Madame, vermelden Sie ihr das gefälligst; zuvor aber muß ich die Excellenz sprechen. Anfang nächster Woche werde ich mir die Ehre geben, auf Schloß Gampenstein Visite zu machen."

Er verließ in größter Eile die Eremitage, noch ehe Cornelie sich besinnen und ihn zurückhalten konnte. Ohne die Zusage, welche er Liddy gegeben hatte, würde die Baronin in großer Bekümmerniß zurückgeblieben sein.

Fünftes Kapitel.

Briefe.

Ueber den Schornsteinen der Skalhütte lag dichter Rauch, der an den nordwestlichen Abhängen der Waldberge wie ein weitfaltiger Mantel niederhing und die Aussicht beschränkte. Es gab viel zu thun in der Glashütte, da sich neuerdings die Bestellungen sehr vermehrt hatten. Der sachverständige Mann, dem Rona bei seiner Abreise die Oberaufsicht des ganzen industriellen Etablissements übergeben hatte, mußte fast über seine Kräfte arbeiten, um allen Anforderungen zu genügen.

Egbert war dem Freunde Rona's dabei eine große Stütze. Der junge Edelmann hatte seinem Gastfreunde, der sich in sehr bewegter Stimmung von ihm trennte, mit Hand und Mund geloben müssen, bis nach seiner Rückkehr auch in dem Falle auf seinem Besitzthume zu bleiben, daß selten oder gar keine Nachricht von ihm daselbst eintreffen sollte. Zweck und

Ziel seiner Reise erfuhr weder Egbert noch Lena. Im Uebrigen traf Rona Anstalten, die auf längeres Fernbleiben deuteten; denn wie er der Skalhütte einen intelligenten Vorstand gab, so sorgte er auch für eine tüchtige Aufseherin des Hauses, die in gewissem Sinne Mutterstelle bei Lena vertrat.

Egbert gab die verlangte Zusage um so lieber, als ihm der Aufenthalt in der Skalhütte sehr wohl gefiel. Die häufigen Auslassungen Rona's über die Bestimmung des Menschen auf Erden, über die Pflichten, die er gegen sich und Andere habe, und was Jedem zu thun obliege, damit er nicht planlos Zeit und Leben vergeude, fielen bei dem Junker auf fruchtbaren Boden. Schon vor Weihnachten stand der Entschluß bei ihm fest, seine künftige Thätigkeit ganz der Industrie zu widmen, wobei er sich seinen ungewöhnlichen Gastfreund selbstverständlich zum Muster nahm. Freilich hatte Egbert auch den Wünschen seiner Aeltern Rechnung zu tragen; an diese dachte er aber nicht zunächst, da ja noch einige Zeit vergehen konnte, ehe es ihm gestattet wurde, sie wiederzusehen.

Es fiel Egbert nicht auf, daß er von seinem Vater seit Rona's Abreise keinen Brief mehr erhalten hatte; hörte er ja doch auch von Moser nichts, der für die Bewohner der Skalhütte ganz verschwunden war.

Da liefen, und zwar über Gablona, drei Briefe auf einmal in der Skalhütte ein. Alle drei trugen den Poststempel Köln, waren aber schon in Lüttich geschrieben. Zwei davon waren an Egbert, der dritte an Lena adressirt. In diesem letztern erzählte Rona seiner Tochter allerhand Interessantes, ohne mit einer Silbe der Veranlassung zu erwähnen, die ihn mitten im Winter eine so lange Reise unternehmen ließ. Das Schreiben Rona's an Egbert war ganz dunkel gehalten und machte einen fast erkältenden Eindruck auf diesen. Es lautete:

„Unser Wiedersehen, lieber Herr, das nahe bevorsteht, wird das Signal zu unserer Trennung geben und zwar, wie ich seit kurzem glaube, für immer. Wer sich das Wohlthun zur Lebensaufgabe macht, braucht für Leute, die ihm eine Nase drehen und ihn hinter dem Rücken auslachen, nicht zu sorgen. Dies Gelichter schießt auf wie Pilze, hat aber auch freilich selten längere Dauer! Die Reise hat mich arg mitgenommen, weil ich ein ganzes Sammelsurium schurkischer Patrone in meiner Brieftasche untergebracht habe, die andere Leute für hervorragende Persönlichkeiten halten. Vielleicht lege ich Sie auch noch zu diesen getrockneten Menschenexemplaren, wenn Sie nicht Farbe gehalten haben. Moser meint, Sie thäten es, und ich bin wirklich neugierig, ob der dumme Kerl doch klüger ist, als

ich! Ihnen, mein Lieber, vergebe ich den Freiherrn, denn was können Sie für Ihre Geburt; daß aber Elias Moser mich so plump täuschen konnte, verdrießt mich und vertreibt Sie schließlich von meinem friedlichen Herde. Im Uebrigen bleibe ich, bis wir uns wiedersehen, Ihr

wohl affectionirter

Berthold Rona."

Anfangs erschreckte Egbert der Inhalt dieses Briefes. Es unterlag keinem Zweifel, Rona wußte, daß Freiherr von Gampenstein sein Vater sei. Er konnte dies nur durch Elias Moser erfahren haben, dieser aber mußte wieder höchst wichtige Gründe anführen können, die ihn zu einer solchen Mittheilung bewogen hatten.

Das zweite an Egbert gerichtete Schreiben war von Moser selbst. Die herzlichen Worte des schlichten Mannes, der von schweren Bekümmernissen sprach, die Gott ihm gesendet, rührten den Junker. Wie aber der Mann zu Rona gekommen sei und was er bei diesem wolle, darüber enthielt auch dieser Brief nicht die geringste Andeutung. Am Schlusse hieß es:

„Behalten Sie nur den Kopf oben, lieber Junker! Ich stehe dafür, daß Ihnen kein Haar gekrümmt wird! Noch weiß der gnädige Herr Vater und die gnädige Frau Mutter nicht, wo Sie stecken, aber sie

müssen es jetzt beide erfahren; denn es steht geschrieben in der Schrift, und zwar gleich zu Anfange derselben: Es werde Licht! Mir ist vor Licht und Feuer nicht eben bange, wer aber verwöhnt ist und schwache Augen hat, dem muß es nur gebrochen beigebracht werden. Und auch da wird es noch heißen: Aushalten! Also, mein bester Junker, den Kopf immer hübsch oben! Der frommen Lena geben Sie, wenn Sie glauben, daß sie nicht wild wird, in meinem Namen ein Küßchen; es wär' das in Ehren, und das kann — sagt das Sprichwort — Niemand wehren. Gott behüte Sie und Ihre liebe, kleine, rehfüßige Heilige, die doch noch besser ist als ihr brummiger Herr Vater mit all seiner alt- und neutestamentlichen Weisheit und seinem übrigen gelehrten Krimskrams. Von Vernunft wegen obligirt

Elias Moser."

Lena konnte die Stunde kaum erwarten, wo sie Egbert sprechen und ihre Gedanken mit ihm austauschen würde. Es geschah dies eigentlich nur einmal am Tage, nach Feierabend, wenn alle Arbeiten in der Skalhütte ruhten. Dann trieb Lena Musik; Egbert setzte sich ihr gegenüber und hörte zu, wenn er sich auch in der Regel anstellte, als ob er lese. Die entfernte Verwandte Rona's, welche das junge Mädchen überwachen sollte, eine sehr ehrbare Persönlichkeit,

hatte es dann auch gern, wenn es zu einer gemüthlichen Unterhaltung kam, und ermunterte deshalb den Junker, daß er von seinem Leben auf der Universität und von studentischem Treiben überhaupt erzähle. Selten ließ Egbert sich lange bitten; er erzählte munter und ungenirt, schmückte aber freilich Manches so stark mit phantastischen Zuthaten aus, daß seine Erzählungen gewöhnlich eine sehr abenteuerliche Färbung erhielten.

Egbert erging es nicht besser als Rona's reizender Tochter. Es zog ihn zu ihr wie sie zu ihm, und da die Stunde des abendlichen Beisammenseins noch fern war, verließ er das Kühlhaus, wo er die meiste Zeit des Tages arbeitete, Bestellungen entgegennahm und nach gepflogener Berathung mit dem Sachverständigen ausführte, und verfügte sich in das Wohnhaus. Er traf Lena vor dem Portrait des Vaters im Familienzimmer, die großen, glänzenden Augen mit Thränen gefüllt.

„Haben Sie schlimme Nachrichten erhalten?“ redete er das junge Mädchen an, den Brief Rona's ihr hinhaltend. „Ihr Herr Vater spricht von baldiger Heimkehr, aber er zürnt mir.“

„Zürnt Ihnen? Weshalb? Haben Sie sich gegen den Vater vergangen? Mich dünkt, Sie waren ihm ein treuer, gewissenhafter Arbeiter, der statt Tadel nur Lob, statt Zorn nur Liebe und Dankbarkeit verdiente!“

„Ich sehe Thränen in Ihren Augen, Lena! Warum weinen Sie?“

„Wir sollen uns trennen — bald, und das bekümmert mich!“

„So sehen Sie mich ungern scheiden, liebe Lena?“

Die von Thränen umflorten Augen der Tochter Rona's hefteten sich mit so tiefer Innigkeit auf Egbert, daß dieser einzige Blick ihm Lena's ganzes Herz enthüllte. Er vergaß Alles um sich her, schlang seinen Arm um die Taille der Jungfrau und preßte seine Lippen auf ihren Mund, ehe sie es hindern konnte. Das Geständniß der Liebe ward ausgesprochen und erwidert, als die Blicke der Glücklichen sich noch einmal begegneten. Dies Glück aber sollte nur von sekundenlanger Dauer sein. Bei der Umarmung Lena's hatte Egbert das Bild Rona's gestreift und es durch die ungestüme Berührung vom Nagel gehoben, dem es jetzt vollends entglitt. Klirrend fiel es zwischen den Liebenden zur Erde, die erschrocken auseinander prallten.

„O Gott!“ rief Lena erblassend und kniete neben dem zerbrochenen Glase nieder. „Das bedeutet Unglück, Egbert! Ich fürchte, der Vater wird uns beiden fluchen! Noch weiß er ja nicht einmal, wer Sie sind; und er haßt alle Edelleute, die er privilegirte

Müßiggänger schilt! O Gott, was haben wir gethan! Mit welchen Augen soll ich dem Heimkehrenden entgegen treten!"

Egbert half der Geliebten die Glasscherben sammeln und nahm das Bild auf. Es hatte bei dem Falle keinerlei Schaden genommen; durch Einfügung eines neuen Glases, das man in der Skalhütte ja im Ueberfluß besaß, war der unbedeutende Schaden leicht wiederherzustellen.

„Auf einige harte Kämpfe, mein theures Herz", flüsterte Egbert Lena zu, „werden wir uns allerdings gefaßt machen müssen. Mich schrecken diese Kämpfe nicht; im Gegentheil, ich möchte sie mir beinahe wünschen, damit ich mir als echter Ritter Deinen Besitz mit einiger Mühe und einigen Gefahren erringen kann. Schlechte Kämpfer sind meines Wissens die Gampenstein zu keiner Zeit gewesen. Mein eigener Vater, den Du nun doch bald kennen lernen mußt, trägt das Zeichen seines Muthes auf der Stirn offen zur Schau. Diese gewaltige Narbe, die bisweilen dem Antlitz meines Vaters einen dämonischen Zug beimischt, habe ich immer bewundert. Sie ist eigentlich das einzige Charakteristische, vor dem ich mich beuge, während die Mutter, wie ich als Knabe unzählige Male bemerken konnte, sich stets entsetzte, wenn keine herabfallende Locke das breite Wundenmal auf des

Vaters Stirn bedeckte. Hat Dein Vater nichts über mich geschrieben?"

„Nichts, als daß Du die Skalhütte verlassen müßtest, sobald er Dir gewisse Mittheilungen gemacht habe."

„Seine Worte an mich lauten wenig anders", versetzte Egbert, das Bild Rona's, dessen Züge er mit größter Aufmerksamkeit betrachtete, schräg gegen das Holzgetäfel der Wand stellend. „Ich kenne den Grund seiner, wie ich glaube, nicht gar zu tief gehenden Verstimmung. Moser hat mich verrathen! Dein Vater weiß, wen er monatelang ohne Argwohn unter seinem gastlichen Dache beherbergt hat. Wer mag es ihm verdenken, daß er einen heimlichen Schleicher in mir erblickt, den zu entfernen ihm die Ehre gebietet?"

„Und das hat Moser gethan?" rief tief betrübt Lena und ließ den mit Mühe zurückgehaltenen Thränen freien Lauf. „Derselbe Moser, der Dich uns zuführte? Dann ist auch er ein schlechter, heimtückischer Mensch, dem ich nicht gestatten werde, daß er je meine Hand wieder berührt!"

„Ich dagegen hoffe, Du wirst dies harte Urtheil, das Du in diesem Augenblicke über ihn fällst, sehr bald wieder zurücknehmen", entgegnete Egbert. „So wenig ich in die Redlichkeit und Großsinnigkeit Deines Vaters Zweifel setze, so wenig kann ich Moser für

einen versteckten, charakterlosen Mann halten. Sein eigener Brief, den Du selbst lesen sollst, spricht dagegen. Ohne die höchste Noth hätte Dein Vater vor meinem Scheiden aus der Skalhütte nicht von ihm erfahren, wen er so lange als Meister geheimnißvoll tiefe Moral lehrte."

Lena wies die ihr von Egbert dargebotenen Briefe nicht zurück; sie setzte sich an den Flügel, den Platz, welchen sie am liebsten einnahm, wenn keine Geschäfte sie abriefen. Egbert, der Rona's Schreiben an die Tochter ebenfalls empfangen hatte, ging, dasselbe durchlesend, im Zimmer auf und nieder. Er war eher damit zu Ende als Lena, der es schwer fiel, die Hieroglyphenschrift Moser's zu entziffern. Den Brief noch in der Hand haltend, sah er nach dem Bergwald hinüber, von dem herab die Straße führte, welche Rona auf so eigenthümliche Weise benutzte, um — wie er behauptete — die Ungerechtigkeit der Gesetzgebung auszugleichen.

Der dunkle Rauch aus den Schornsteinen der Glashütte erfüllte wie ein grauer Nebel die Einsattelung des Gebirgsthals und stieg noch ziemlich hoch in den Wald hinauf, sodaß entfernt Wohnende zu der Annahme verleitet werden konnten, der Wald sei in Brand gerathen. Da sich aber Aehnliches oft wiederholte, wenn die Luft sehr still war und die Sonne

gerade über der Skalhalde stand, so fiel der langsam sich verziehende Rauch den Gebirgsbewohnern wenigstens nicht auf.

Egbert's Gedanken weilten bald bei Rona, bald auf Gampenstein; auch nach Gablona schweiften sie hinüber, dessen Kuppelkirche matt durch den Rauch schimmerte. Da rollte eine Equipage aus dem Walde und verschwand hinter den vorspringenden Gebäuden der Glashütte.

Egbert wendete sich vom Fenster ab und gab Lena den Brief ihres Vaters zurück.

„Ich glaube, wir bekommen Besuch von Fremden“, sagte er, die ihm zugehörenden Schreiben wieder an sich nehmend. „Da der Herr der Skalhütte nicht zu Hause ist, müssen wir wohl, so gut es gehen mag, seine Stelle vertreten und die Honneurs machen. Ich gehe, den Vertrauten Deines Vaters zu rufen, und erwarte Dich an der Gartenpforte, wo die Equipage doch vermuthlich vorfahren wird.“

Sechstes Kapitel.

Cornelie in der Skalhütte.

Dies geschah, während Egbert den Sachverständigen und Oberaufseher des ganzen Etablissements in den heißen Räumen der Glashütte suchte. Zwei Damen stiegen aus und schritten ungesäumt dem Wohnhause zu, sodaß Lena sich genöthigt sah, ihnen allein entgegen zu gehen. Sie that es ohne Ziererei, wenn auch ein wenig befangen. Aber gerade diese Befangenheit, die in der kindlichen Reinheit ihres jungfräulichen Herzens wurzelte, erhöhte den Reiz ihrer Erscheinung, die durch ihre ungekünstelte Natürlichkeit und Einfachheit Jedermann bezauberte.

Egbert kam zu spät, um dem Empfange der Fremden beiwohnen zu können. Er empfand darüber etwas wie Unbehagen und würdigte die Equipage keines Blicks, die schon unter den übrigen Wagen bei den Lagerhäusern hielt, wo sich auch die Ställe

Berthold Rona's befanden, die nur für die Pferde Fremder vorhanden waren, die zu Wagen ankamen und über Nacht in der Skalhütte verweilten.

Beide Damen kehrten der Thür den Rücken zu, als Egbert ziemlich rasch und mit einigem Geräusch eintrat. Sie wendeten sich und mit den Worten: „Egbert!" — „Meine Mutter!" lagen Mutter und Sohn sich in den Armen.

Lena trat scheu zurück; die Ueberraschung machte im ersten Moment ihr Blut stocken, sodaß sie tief erbleichte; dann wieder rollte das Blut in lebhaftern Schlägen durch Herz und Adern, und Gesicht und Nacken des schönen Mädchens hüllten sich in das feine Incarnat holder Scham. Langsam schlug sie die lang bewimperten Lider auf und blickte neugierig hinüber nach der hohen, schlanken Dame, in der sie nicht mehr allein Egbert's Mutter vor sich sah. Seit einer Stunde hatte sich für Lena die ganze Welt verändert; sie war nicht mehr das harmlose, stille, zufriedene Kind der Skalhalde; aus ihrem heiß klopfenden Herzen stiegen Wünsche auf, die mit Titanenübermuth den Himmel stürmten und bleibend von demselben Besitz ergreifen wollten. Wollten! So klang das Echo klagend, fragend, zagend in Lena's Seele; denn vor ihr stand die Frau, von deren Ausspruch, wie sie annehmen mußte, zunächst ihre Zukunft abhing. Das eigene Herz sagte

ihr, daß ihr Schicksal gesichert sei, wenn sie das Wohlgefallen, die Liebe, die mütterliche Zuneigung der Baronin gewinne. Aber sie fühlte auch, daß vorläufig bescheidene Zurückhaltung für sie am schicklichsten sei. Wie hätte sie das Wiedersehen von Mutter und Sohn, das durch Verhältnisse und seltsame Verwickelungen mehr einem Wiederfinden glich, nur durch einen Laut stören können!

„Wie kommst Du in die Skalhütte?“ fragte zuerst Egbert seine bis fast zur Ohnmacht erschütterte Mutter, indem er sie galant zu dem Polstersitz am Flügel geleitete und ihr sodann Lena vorstellte, die sich noch höher erröthend verbeugte, sich aber in gemessener Entfernung hielt. „Ich glaubte mich in dieser Waldeinsamkeit vollkommen sicher, da ich wußte, daß auch der Vater mein Asyl nicht kenne. Aber wahrscheinlich hat Moser, der auf einmal schwatzhaft zu werden scheint, auch dies Geheimniß ausgeplaudert.“

Cornelie fühlte sich noch zu angegriffen, um sprechen zu können; sie wollte sich aber dem jungen Mädchen gegenüber, das ihr Blick nur flüchtig gestreift hatte, keine Blöße geben, was doch so leicht geschehen konnte, da der Boden unter ihren Füßen zu weichen begann und grausenerregende Abgründe auf allen Seiten sie umgähnten. Sie wünschte vor allem nur auf Augenblicke mit Egbert allein zu bleiben. So

bewegte sie denn vornehm nachlässig die Hand und winkte Afra heran, deren hübsche Augen wohlgefällig die kräftige Gestalt des schmucken Junkers in der ungewohnten Arbeitstracht der Skalhütte — denn diese trug Egbert — betrachteten.

„Ein Glas Wasser, die Luft ist so schwül!“ lispelte die Baronin und begleitete die fordernde Bitte mit einem Wink ihres sprechenden Auges, der nicht mißzuverstehen war. Im nächsten Moment verließen Afra und Lena zusammen das Zimmer.

Cornelie folgte den Fortgehenden mit den Augen, bis sich die Thür hinter ihnen schloß. Dann erfaßte sie krampfhaft die Hand des Sohnes, zog ihn zu sich heran und raunte ihm ins Ohr:

„Weiß Rona um Dein Hiersein?“

„Allerdings, theuerste Mutter“, versetzte Egbert, erstaunt über die unbegreifliche Aufregung, in der sich Cornelie offenbar befand. „Moser hat mich hier eingeführt, und ich kann sagen, daß ich nie glücklicher gelebt habe, wie in dieser reizenden Bergeinsamkeit.“

„Unbegreiflich! Unbegreiflich!“ rief Frau von Gampenstein. „Rona nimmt den Erben von Gampenstein auf!“

Sie schüttelte ungläubig das Haupt und flocht die fast durchsichtig weißen Hände in einander.

„Nein, beste Mutter, das hat der Herr der Skal-

hütte allerdings nicht gethan, obwohl ich ihn für den humansten aller Menschen halte, die ich kenne", versetzte Egbert mit feinem Lächeln. „Ich war ihm nur ein flüchtig gewordener Student, der mit den bestehenden Gesetzen in Collision gerathen war und den Anblick seines Vaters aus nahe liegenden Gründen nicht sehr eifrig suchte. Für Leute solchen Schlags, wenn sie nur sonst keine schurkischen Neigungen an den Tag legen, hat Rona, der übrigens ein dem Gott seiner Väter durch höchst wunderbare Ereignisse abtrünnig gewordener Jude ist — nicht blos Interesse, sondern wirklich Passion. Es ist eine noble Passion eigenster Art, bei welcher die privilegirten Inhaber aller sogenannten noblen Passionen ihm schwerlich Concurrenz machen werden. Gegenwärtig jedoch stehe ich nicht mehr in der Sonnenhöhe seiner Gunst, denn er hat es erfahren, daß ich — freilich ohne mein Verschulden — den Kukuk gespielt habe. Am Ende setzt es noch einen Tanz mit dem famosen Weltverbesserer aus Jakob's Samen und Dein Sohn findet Gelegenheit, darzuthun, daß er nicht von schlechten Aeltern stammt!"

Cornelie hörte mit gefalteten Händen und mit Augen, welche die Angst vor etwas Unerhörtem erstarren machte, den an Leichtsinn streifenden Auslassungen des Sohnes zu. Jedes Wort, das Egbert sprach,

ward für die schuldbeladene Frau zu einem Dolche, der ihre Brust durchbohrte. Und doch durfte sie ihm nicht wehren, doch mußte sie schweigen!

Es war Cornelien lieb, daß Afra's Rückkehr den Sohn nöthigte, eine Pause zu machen. Lena blieb aus angeborenem Taktgefühl von selbst weg; sie hatte nur auf eine schickliche Gelegenheit gewartet, um sich entfernen zu können. Frau von Gampenstein netzte die Lippen mit dem krystallklaren, kalten Bergwasser und gab darauf das Glas an die Zofe zurück, indem sie sprach:

„Mein Sohn wird Dich rufen, wenn ich Deiner bedarf."

Auf diesen Befehl mußte sich das junge Mädchen wieder entfernen. Corneliens Blicke irrten fragend durch das Zimmer, die in ihren Gesichtskreis kommenden Gegenstände achtlos streifend. Erst an dem Portrait des jüngern Rona blieben sie haften.

„Das ist er, den Du verrathen, den Du in den Tod gejagt hast!" rief der unglücklichen Frau die Stimme des Gewissens zu. „Das ist der Vater Deines Kindes, das Du dem Tode weihen wolltest und das aufzufinden der einzige Bruder des Verstorbenen Haus, Hof und Kind verläßt! Und bei diesem selben Manne findet Dein zweiter Sohn als Flüchtling Aufnahme, Pflege, Belehrung, liebevolle Begegnung,

während das Haus des Vaters sich ihm verschließt und das Herz der Mutter nur stille Wünsche für ihn hegt!"

Cornelie war, diesen Gedanken sich willenlos hingebend, grenzenlos unglücklich. Sie ahnte Furchtbares und hatte doch weder Muth noch Veranlassung, dem eigenen Sohne ihr Innerstes zu enthüllen.

Indeß blieb Egbert nicht verborgen, daß ein ganz bestimmter Zweck die Mutter nach der Skalhütte führen müsse. Er gedachte dabei des Wallfahrtstages im vergangenen Herbst und der Worte, welche der Freiherr in seinem Briefe über Cornelie hatte fallen lassen. Damit war ihm ein Anknüpfungspunkt zu mancher Frage gegeben.

„Ich vermuthe, theuerste Mutter, daß Dir ein anderes Reiseziel vorschwebt als diese einsame Berghalde", begann er von neuem, da Cornelie fortwährend schwieg und ihr verschleierter Blick immer wieder zu Joseph's Bilde zurückkehrte. „Wenn Dein Ziel Gablona sein sollte, so biete ich Dir meine Begleitung an. Ich habe Bekannte dort und glaube, daß ich jetzt hier entbehrt werden kann. Den Freiherrn Egbert von Gampenstein duldet Berthold Rona keinenfalls als Arbeiter in seiner Umgebung, ich müßte denn die Kunst mir zu eigen machen, innerlich wie äußerlich mich völlig metamorphosiren zu können."

„Wann warst Du in Gablona?“ fragte Cornelie zerstreut.

„Als mich die Neugierde dahin lockte, beste Mutter!“

„Neugierde? Der Ort hat wenig Anziehendes.“

„Ausgenommen an Wallfahrtstagen. Und wenn man dann Bekannte, Verwandte, vielleicht gar eine Mutter zu finden glaubt, wenn man interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen hofft, verlohnt sich ein Ausflug nach dem Städtchen immerhin der Mühe.“

Cornelie erhob sich, ergriff die Hand des Sohnes und führte ihn zu dem Bilde Joseph Rona's. Ihr Antlitz war todtenbleich, ihr Auge weit geöffnet und voll überirdischen Glanzes. Egbert erschreckte diese plötzliche Verwandlung seiner Mutter, zu der er doch Anlaß gegeben haben mußte. Man sah der Baronin an, daß sie mit großer Seelenstärke einen Entschluß gefaßt hatte.

„Hat Rona Dir gesagt, wen dieses Portrait vorstellt?“ fragte die Mutter den Sohn, indem heiße Thränen ihre Augen füllten und ihre Stimme vor Schmerz und Bewegung bebte.

„Es ist das Bild seines Bruders“, erwiderte Egbert, den diese ihm völlig unerwartete Frage der Mutter frappirte. „Hast Du von dem Manne gehört, als er noch im verführerischen Glanz der Welt lebte?“

„Ja, mein Sohn, ich hörte von ihm, und ich habe ihn seitdem nie ganz vergessen. Er war sehr unglücklich!“

„Sein Bruder hat mir viel von ihm erzählt.“

„Ohne ihn zu schmähen, ohne den Aermsten zu verdammen?“

„Nona verdammt Niemand, beste Mutter! Das Unglück des Bruders hat ihn unserer Kirche gewonnen.“

Cornelie bedeckte ihre Augen mit dem Taschentuche und weinte leise. Als sie Egbert, der von bangen Ahnungen gepeinigt wurde, wieder anblickte, lächelte sie ihm durch Thränen zu.

„Dann haben die Beiden, die sich gegenseitig elend machten, doch nicht vergebens gelebt“, sprach sie, und ein tröstender Gedanke schien neue Lebenskraft in ihre Seele zu träufeln. „Wisse, mein Sohn, dieser längst Verstorbene, dessen Bild auf uns herabsieht, nahm Deiner Mutter kurz vor seinem unerwarteten Tode ein Versprechen ab, das diese nicht hielt, weil sie es in den rauschenden Zerstreuungen der Welt, denen sie sich nicht entziehen konnte, vergaß. Für diese Vergeßlichkeit hat Deine Mutter später hart büßen müssen und zahllose Thränen vergossen. Sie ward traurig, weil das Vergessene nicht nachzuholen war, und diese Traurigkeit ließ die Liebe des Mannes erkalten,

die sie mit großen Opfern in ihrer Jugend erkaufte. So ist es geblieben bis vor wenigen Tagen! Deine arme Mutter hofft endlich die Sünde ihrer Vergeßlichkeit büßen zu können, und Berthold Rona, ehedem Rabbiner Aaron, will ihr die Wege ebnen, welche sie zu wandeln berufen ist. Einer derselben, und wohl der rauheste, führt nach Gablona. Die Wallfahrt zur schmerzensreichen Madonna brach das stolze Herz Deiner Mutter, das vergebende Wort des Domherrn, dem sie ihr Leid klagen und ihre Schuld bekennen will, soll und wird es wieder aufrichten."

Cornelie sprach so gefaßt und bestimmt, daß sie Egbert Achtung und Ehrfurcht abnöthigte. Zwar schwebte mehr als eine Frage auf seiner Lippe, hervorgerufen durch Rona's Mittheilungen über die düstern Schicksale seines Bruders, aber er unterdrückte sie, um die ja ohnehin schwer leidende Mutter nicht unnütz zu quälen. Nur was Cornelie in der Skalhütte suche, wünschte Egbert noch zu erfahren, und diesem Wunsche gemäß wählte er seine Worte, die er zunächst an die Mutter richtete.

„Frage die Vorsehung, jene über uns gebieterisch waltende Macht, der Keiner zu entrinnen vermag", lautete Corneliens Antwort. „Es lag nicht in meinem Plane, den Wohnort Rona's aufzusuchen, nur die dunkle Rauchsäule, die ich von der Straße aus lange

beobachtete und deren Entstehung ich mir nicht erklären konnte, verleitete mich in dem Augenblicke, wo man mir sagte, der Rauch erhebe sich aus den Schornsteinen der Skalhütte, zu einem Abstecher hierher. Ich will nicht leugnen, daß Neugierde mit dabei im Spiele war; auch die Erwartung, ich könne Rona bereits auf seiner Besitzung treffen, trug mit zu meinem raschen Entschlusse bei. Statt seiner finde ich nun Dich, den langentbehrten Sohn, und so habe ich wohl Ursache, den Fügungen des Schicksals dankbar zu sein. Du würdest Deine Mutter beglücken, wenn Du Dich entschließen könntest, ihrer Stimme zu folgen. Du selbst hast bereits gestanden, daß die Tage Deines Aufenthalts in der Skalhütte gezählt seien. Mit Rona's Heimkehr schließt Dein Leben hier ab. Meinst Du, der Mann, dessen ganze Thätigkeit auf Ausgleichung der Gegensätze, auf Versöhnung gerichtet ist, würde Dir zürnen, wenn er erführe, die Hand der Mutter habe Dir gewinkt und diesem Winke habe der Sohn nicht widerstehen können?"

Diese Wendung des Gesprächs kam Egbert sehr unerwartet. Sein Herz gerieth durch sie in noch weit größere Verlegenheit als sein Kopf, denn er mußte sich sagen, daß sein nächstes Zusammentreffen mit Rona über sein ganzes Leben entscheiden müsse. Das friedliche Asyl zu verlassen, das sich ihm so gastfrei

eröffnet hatte, gleichsam bei Nacht und Nebel, heimlich, ohne Dank und ohne Abschied daraus zu entweichen, erschien ihm unedel, ja feig. Feigheit des Herzens aber würde Rona verächtlich gefunden und ihm niemals verziehen haben.

Er führte nach kurzem Besinnen die Hand der Mutter an seine Lippen und sagte, auf das Bild Joseph's deutend, entschlossen:

„Du kannst nicht wollen, beste Mutter, daß Dein Sohn etwas Unwürdiges aus zu großer Nachgiebigkeit thue. Ich gebe Dir das Geleit bis an das Gemäuer der verfallenen Burg, wenn Du es wünschest; dann kehre ich zurück auf meinen Posten und halte daselbst gute Wacht, bis Rona mich ablöst. Er ist in allen Dingen ein pünktlicher Mann und wird nicht lange auf sich warten lassen. Willst Du für mich ein bittendes Wort bei dem Vater einlegen, so werde ich Dir für Deine mütterliche Liebe stets dankbar sein. Wir müssen überhaupt, dünkt mich, der Liebe in alle Wege größern Spielraum geben, sonst fallen wir in die Gewalt finsterer Dämonen, die glutäugig, Unsegen stiftend, hinter allen Stationen auf dem Wallfahrtspfade unseres Lebens hocken. Wer aber der wahren Liebe sich ganz zu eigen gibt aus reinem Herzensdrange, der mag wohl irren, ganz untergehen, dünkt mich, kann er nicht!"

Cornelie lauschte mit gesenktem Haupte den Worten ihres Sohnes.

„Ich höre Deinen Berather aus Dir sprechen", sagte sie, Egbert sanft anblickend und beide Hände auf seine Schultern legend. „Es ist zwar hart für eine Mutter, wenn der eigene Sohn ihr zuruft: Deine Stimme vernehme ich, doch folgen darf ich ihr nicht; der Augenwink eines Fremden hat größere Gewalt über mich; allein mir kommt es nicht zu, Dich zu tadeln. Folge also den Regungen Deines Herzens, ohne die Einwürfe Deines Gewissens zu überhören und zu vernachlässigen! Vielleicht sehe ich Dich mit Rona zugleich auf Gampenstein oder ich sende Dir Grüße durch ihn. Seine Tochter ähnelt ihm, um den ich so viel gelitten habe! Ist sie eine schuldlose Seele, so lehre das liebe, bescheidene Kind für das Wohl und Seelenheil auch Deiner Mutter beten."

Sie umarmte und küßte den Sohn zu wiederholten Malen, aber mit einer so feierlich gemessenen Zurückhaltung, als dürfe sie ihren Gefühlen nicht freien Lauf lassen.

„Willst Du Lena nicht Lebewohl sagen?" fragte Egbert die Mutter, als er sie zu dem Wagen geleitete. „Sie ist verständig, ohne Falsch und von großer Herzensgüte."

„Nein, Egbert, nein!" erwiderte abwehrend Cor-

nelie. „Ich sehe das Kind wieder, wenn Rona gute Nachricht bringt und ich mit erleichtertem Herzen mich beugen kann vor dem, der straft, vergibt und begnadigt! Lebe wohl, Egbert, auf Wiedersehen in Gampenstein!"

Der Wagen rollte rasch dem Walde zu und verschwand schnell den Blicken des Sohnes, der ihm nachdenklich mit trübem Auge folgte. Eine Hand legte sich auf Egbert's Schulter. Als er sich umwandte, sah er in das bekümmerte Gesicht Lena's, von deren seidenen Wimpern große Thränen fielen.

Egbert reichte ihr den Arm und führte sie zurück ins Haus.

Siebentes Kapitel.

In schwüler Luft.

Es war ein schwüler Maitag. Den ganzen Tag schon hatte es gewittert, ohne daß es zum Ausbruche eines vollen Unwetters kam. Erst in den Nachmittagsstunden thürmten sich drohendere Wolken über den Bergen auf und eine Menge Anzeichen in der Natur ließen für den Spätabend oder die Nacht ein Gewitter erwarten.

Windmüller Fabian, der stundenlang mit Abladen schwerer Getreidesäcke sich abgemüht hatte, war am Fenster sitzend eingeschlafen und hatte, bald vornüber, bald zur Seite nickend, seine schön betroddelte Zipfelmütze verloren, mit der jetzt der dicke schwarze Kater, den Fabian mehr als ein Kind liebte, im brütend heißen Sonnenschein spielte, welcher den weißen Sand der Diele vergoldete. Das Einklappen der mit Leder gepolsterten Zuschlagthür weckte den Müller; die

Katze überschlug sich noch einmal mit der Mütze und nahm dann Reißaus, während Fabian sich die Augen rieb und die liebe Kopfbedeckung murrend aufhob.

„'s ist Jemand da, Vater", sagte des Windmüllers Tochter, die den Vater durch ihr Eintreten geweckt hatte. „Er wartet unter den Linden, hat aber nicht viel Zeit."

„Jemand! Wer ist Jemand?" entgegnete Fabian und setzte sich die von der Katze etwas zerzauste Mütze wieder auf. „Ich kenne Keinen, der so heißt."

„Nun, Jemand ist Pabst vom Vorwerke bei der Lochbuche", gab Eva etwas schnippisch zurück. „Er wird Geld holen wollen."

„Natürlich, langbezopftes Weiberwesen!" erwiderte der Müller und stand auf. „Wer einen Handel abgeschlossen hat, will bezahlt sein. Das ist ordinäre Menschenmanier, gegen die der größte Weise nichts machen kann, und wäre er noch reicher und gröber als der gnädige Herr, seit der Schleußenbau am Teiche ihm so viel Geld kostet."

Er verließ das Zimmer und suchte den Pachter unter den schattigen Linden an der Rückseite des Hauses auf.

Pabst ging mit auf den Rücken gelegten Händen unter den dichtbelaubten Bäumen, die kein Luftzug bewegte, nachdenklich auf und nieder. Als er des

Windmüllers ansichtig wurde, blieb er stehen und lüftete grüßend seine Mütze. Der Müller dankte wie ein Mann, der sich seines eigenen Werthes und der pecuniären Mittel, über die er zu verfügen hat, vollkommen bewußt ist.

„Nichts für ungut, Meister Fabian", redete ihn der Pachter an; „ich komme eben vorbei und da wollte ich gleich wegen des Korns mit Euch ins Reine kommen."

„Von wegen des Korns, meint Ihr wohl", entgegnete der Windmüller mit wichtiger Miene, setzte sich auf die Bank unter den Linden und schlug die mit großen Lederpantoffeln bekleideten Füße übereinander.

„Meinetwegen auch von wegen des Korns", sagte Pabst und nahm auf einer zweiten Bank Platz. „Mir kommt's auf ein unnützes Wort mehr oder weniger nicht an."

„Aber mir, Pabst, mir sehr! Das Unnütze kann ich schon gar nicht leiden, das Nützliche kann man aber doch nicht wie Staub zum Fenster hinausbeuteln. Ich bin patentirt für richtiges Hochdeutsch und darum von wegen!"

Der Pachter biß sich auf die Lippen und blickte nach dem schwarzen Gewölk über dem Gebirge.

„Das kann werden wie im vorigen Sommer",

sagte er. „Der Himmel hat wieder dieselbe stahlblaue Farbe.“

„Wäre schlimm für Euch, Pabst, von wegen des Preises. Eure Frucht hat gelitten, weil sie so lange nicht unter Dach und Fach kam. Ihr müßt eine Kleinigkeit ablassen, sonst machen wir heute den letzten Handel mit einander.“

„Ihr tadelt immer, Meister, und habt doch stets den größten Vortheil. Ich wollte, ich könnte mit Euch tauschen.“

„Wünscht das nicht, Mann! Müllergeschäfte sind angreifend von wegen des Mehlstaubes. Stirbt man nicht an der Schwindsucht, so erstickt man vor Fett. Eins ist so schlimm wie's Andere. Wäre ich nicht schon zu alt und stumpf auf den Beinen geworden, so sattelte ich heute noch um. Vom Müllereſel auf einen wohlgenährten Pachtergaul steigen, muß ein wahres Jubiläum sein!“

Pabst hatte weder Lust noch Zeit, länger mit dem Windmüller zu rechten, der selten von seiner Meinung abzubringen war. Er brachte daher das Gespräch wieder auf seine Getreidelieferung und einigte sich mit ihm nach kurzem Hin- und Herreden.

„Siehste, wie Du bist!“ rief Fabian aus, als er schließlich doch seinen Willen bekam, und rieb sich vor Vergnügen die Hände. „Man muß Euch immer erst

den Daumen aufs Auge setzen, sonst entwischt Ihr einem wie die Mäuse! Also abgemacht! Morgen schicke ich Euch das Geld. Wann seid Ihr sicher zu treffen?"

„Morgen?" erwiderte Pabst. „Zu Hause bin ich von Mittag an gewiß, wenn auch vielleicht nicht ungestört. Ich erwarte Besuch, aber das thut nichts. Paßt's Euch just, so schickt nur."

„Besuch?" fragte der neugierige Müller. „Es kommt jetzt oft Besuch zu Euch, meine ich. Oder gilt er nur dem jungen Herrn? Schade, daß Vater und Sohn so conträr sind! Wie steht's denn mit der Gnädigen seit dem letzten Unfalle? Ist sie wieder ganz ordentlich?" Er strich mit der Hand über seine runzlige Stirn und glotzte den Pachter mit großen Augen an.

„Wenn Ihr Euch doch abgewöhnen wolltet, immer über anderer Leute Unglück zu radotiren, Meister!" entgegnete Pabst ärgerlich. „Die gnädige Frau ist genau so vernünftig, wie sie immer war, aber die Geschichte mit Vater und Sohn hat sie angegriffen."

„Und was sonst noch daran hängt, nicht zu vergessen!" fügte Fabian schmunzelnd hinzu. „O wir sind nicht so dumm, wie wir aussehen! Wir haben Sprit, aber wir halten, wenn's Noth ist, damit

hinter dem Berge. Freilich, Ihr könnt lachen, denn für Euch fällt ja bei dem heimlichen Handel eine allerliebste, quietschjunge Frau ab!"

„Wer hat Euch das aufgebunden?" brauste der Pachter auf.

„Gott, Gott, habt Euch nicht, Mann!" erwiderte der Müller. „Meister Fabian läßt sich nichts aufbinden; er hat selbst Augen zum Sehen und Ohren zum Hören. Und seit Elias seine Botengänge wieder besorgt und früh und spät durchs Land läuft, gibt er's den Leuten bei jeder Pfeife Tabak, die er sich einfüllt, zu hören, daß es nur von ihm abhängt, seine Tochter auf das schönste Vorwerk der Herrschaft Gampenstein zu verheirathen. Natürlich, es ist von wegen des Schwindels, in den sich vor seiner Zeit seine Frau eingelassen hatte. Mögen hübsche Geschichten gewesen sein! Man wird nicht umsonst fromm wie die gnädige Frau und auch nicht umsonst eine Quacksalberin, die sich vor der Polizei in Acht nehmen muß! Wir kennen den Rummel. Basta!"

„Ihr thätet jedenfalls besser, Meister Fabian, wenn Ihr Eure Zunge etwas mehr im Zaume hieltet", entgegnete Pabst, „sie kann Euch sonst noch einmal theuer zu stehen kommen! Gott befohlen! Ich bin für Euch oder Euern Boten morgen zu Hause, von Euern unnützen Reden will ich aber nichts mehr hören!"

Er verließ den schattigen Platz unter den Linden, um den Weg nach Gampenstein einzuschlagen. Fabian schwenkte die Mütze hinter ihm drein und murmelte zufrieden lachend:

„Doch richtig vermuthet! Des Boten Tochter Frieda und Pachter Pabst, vom Vorwerke an der Lochbuche werden ein Paar, oder ich will gekochte Mühlsteine essen! Na, wohl bekomm's! Möchte die Proste-Mahlzeit mit meinem eigenen Magen nicht verdauen."

Pabst verdroß das Geschwätz des Müllers, obwohl es nicht ganz aus der Luft gegriffen war. Die Rückkehr Moser's von seiner mitten im Winter angetretenen Reise, die allen Menschen, welche den Mann kannten, Stoff zu den seltsamsten Vermuthungen gaben, konnte in der ganzen Umgegend für ein Ereigniß gelten. Sie hatte zunächst die Folge, daß Moser's Frau mit Elfriede auf das Vorwerk übersiedelte, wohin auch die Baronin einstweilen — wie es hieß, aus Gesundheitsrücksichten — ihren Wohnsitz verlegte. Es mußte freilich auffallen, daß dieser Wohnungswechsel ganz plötzlich angeordnet ward und daß er gerade zusammenfiel mit der Rückkehr des Freiherrn aus der Universitätsstadt, wo es dem Vater nach langen Unterhandlungen und gegen Bestellung einer bedeutenden Caution gelungen war, straffreie Rück-

kehr des Sohnes nach Gampenstein und dessen Pertinentien zu erlangen.

Egbert hatte bald darauf eine Unterredung mit seinem Vater gehabt, die sehr stürmisch verlief und welche Cornelie, die derselben beiwohnte, so erschütterte, daß sie unmittelbar darauf ernstlich erkrankte. Dieser Auftritt trug sich auf dem Vorwerke zu, das Pabst in Pacht hatte. Der Freiherr stieg, ohne dem Sohne verziehen zu haben, zu Pferde, jagte zurück nach Schloß Gampenstein und ließ sich tagelang nicht sehen.

Auf der letzten Poststation vor Gampenstein hatte Berthold Rona sich bei seiner Rückkehr von seinen seitherigen Reisegefährten getrennt. Er wollte zunächst sein Heimwesen besuchen und dann erst der Baronin Bericht über den Erfolg der Mission abstatten, zu der ihn das eigene Herz drängte.

Rona hatte zuletzt auf möglichst große Beschleunigung der Reise gedrungen, seit Moser ihm die Herkunft Egbert's zu entdecken für Pflicht hielt. Damals, als der junge Mann seine Schwelle überschritt, sah Rona nur den verfolgten Flüchtling in ihm, dem Schutz zu gewähren ihm das Gesetz gebot, das er sich selbst gegeben hatte. Die neuesten Enthüllungen, welche zuerst durch den Besuch des Findelhauses in der Nähe von Paris und mehr noch durch weitere

Nachforschungen in Lüttich über die Vergangenheit der Frau von Gampenstein Licht verbreiteten, erfüllten Rona mit Angst, und ihm bangte vor der Heimkehr, obwohl er nirgends mehr Ruhe fand. In dieser düstern Gemüthsstimmung schrieb er jenen Brief an Egbert, dessen Schluß wir kennen. Rona hielt es für heilsam, Egbert auf das veränderte Verhältniß vorzubereiten, das sich ohne beiderseitige Schuld zwischen ihnen herausbilden müsse. Sein Rechtsgefühl und die Vorzüge, welche Rona in Egbert schätzen gelernt hatte und die er zu entwickeln sich angelegen sein ließ, bewahrten ihn vor jedem übereilten Schritt. Er wollte den Sohn der Frau, die ja einst auch die Gattin seines Bruders gewesen war, nicht kalt von sich weisen, ihn nicht für immer aus seinem Hause vertreiben; nur eine zeitweilige Entfernung hielt er für geboten, damit er Zeit gewinne, sich selbst zu ermannen, und damit volle Klarheit in die Verhältnisse komme. Rona liebte Egbert, aber er scheute noch immer zurück vor dessen Mutter! Das war die Kluft, die den mild gesinnten, nur nach Gerechtigkeit strebenden Mann von dem Sohne der Frau schied, die ihrer maßlosen Eitelkeit und Gefallsucht den Mann opfern konnte, dem sie sich doch ganz zu eigen gegeben hatte.

Am zweiten Tage nach dem Besuche der Frau von Gampenstein in der Skalhütte betrat Rona nach mehr

als viermonatlicher Abwesenheit unter sehr getheilten Empfindungen seine Besitzung wieder. Es war gegen Abend, wenige Minuten vor der Stunde, wo die Arbeiten eingestellt wurden. Der vielbeschäftigte Egbert hatte die Ankunft seines Gastfreundes nicht bemerkt; Rona überraschte ihn mitten in der Arbeit, was einen guten Eindruck auf denselben zu machen schien.

Mit unverstellter Herzlichkeit begrüßte der Erbe von Gampenstein den Herrn der Skalhütte, bemerkte aber sogleich, daß dieser kein vertrauliches Entgegenkommen wünsche, was dann auch Egbert zu kühlem Zurückweichen veranlaßte.

„So ist's recht, Herr Baron", hob Rona an, einen langen Blick auf den kräftigen, von Gesundheit strotzenden Jüngling werfend, der ihm frei und stolz in die Augen sah. „Wir sind zu verschiedenen Standes, um uns sogleich brüderlich umarmen und ans Herz drücken zu können, verständigen aber werden wir uns, das weiß ich. Damit dies recht von Grund aus und für die Dauer unseres Lebens geschehe, wollen wir uns Zeit nehmen. Vorläufig freilich bin ich gezwungen, Ihnen die Rückkehr nach Gampenstein dringend zu empfehlen. Ich sehe mich außer Stande, Sie länger in der Skalhütte zu beschäftigen. Es versteht sich aber von selbst, daß wir als Freunde scheiden und daß wir uns in sehr kurzer Zeit wiedersehen.

Dann soll Ihr Anblick mir das Herz erleichtern helfen."

Zu einem weitern Aussprechen kam es nicht, ebenso wenig zu einer Erklärung von seiten Rona's, welche Egbert einen Blick in die Verhältnisse hätte thun lassen. Der Junker mußte sich zum Aufbruche nach Gampenstein rüsten, was ihm wenig Mühe machte. Rona hielt inzwischen scharfe Inspection auf der Skalhütte, erkundigte sich nach allem Vorgefallenen, sah die Geschäftsbücher ein und gab allen Betheiligten seine Zufriedenheit zu erkennen. Egbert ging dabei nicht leer aus; sogar ein dankender Händedruck ward ihm von Rona zu Theil.

Lena war von dem Verhalten ihres Vaters am wenigsten befriedigt und konnte dies nicht verbergen. Oft überraschte sie der Vater in Thränen, einmal vor dem Bilde seines Bruders. Er küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Weine nicht um diesen, Kind, ihm ist wohl. Hast Du Thränen in Ueberfluß zu vergießen, so spare sie auf schwerere Tage auf!"

Diese wenn auch im milden Tone gegebene Zurechtweisung machte Lena gegen den Vater zurückhaltend. Sie blieb schweigsam, und Rona würde die kurze Anwesenheit der Baronin schwerlich jetzt schon erfahren haben, wäre der Oberaufseher ein wortkarger Mann

gewesen. Die Bemerkung desselben, es sei ganz vor kurzem eine fremde Dame zu Wagen angekommen und habe allein mit Egbert und Lena verkehrt, führte zu weiterer Nachfrage, infolge deren Egbert unumwunden die Wahrheit sagte.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron, daß Sie keine Ausflüchte machen", erwiderte Rona. „Eilen Sie jetzt nach Gampenstein zu kommen; Sie werden dort wahrscheinlich ein paar Bekannte finden. Melden Sie mich Ihrer Frau Mutter an, denn ich folge Ihnen nach, sobald ich hier wieder ganz orientirt und auch sonst au fait bin. Zur Beruhigung dürfen Sie schon jetzt der Frau Baronin sagen, daß sie das Beste hoffen dürfe."

Für Egbert enthielten diese Worte Rona's unlösbare Räthsel, und als er sich am dritten Tage nach dessen Ankunft auf der Skalhütte von ihm und Lena verabschiedete, geschah es unter Bangen und Zagen. Egbert's bemächtigte sich eine Angst, als gehe er direct dem Tode oder doch namenlosem Elend entgegen, und nur die Furcht, Rona könne, wenn er sich schwach oder wankelmüthig zeige, ihn verächtlich anblicken, verlieh ihm Standhaftigkeit. Er verließ die Skalhütte, ohne die heftige Erschütterung, die der Abschied von Lena in ihm hervorbrachte, äußerlich zu verrathen.

Dieser Besuch war es, den Pabst erwartete. Er hatte wegen Kränklichkeit der Baronin verschoben werden müssen, da man Cornelie bei ihrer ohnehin stark angegriffenen Gesundheit zu schonen Ursache hatte. Erst als sie wiederholt den Wunsch einer Zusammenkunft mit Rona äußerte, forderte Egbert diesen auf, seine gegebene Zusage nunmehr zu halten.

Frau von Gampenstein bewohnte auf dem neu erbauten Vorwerke einige Parterrezimmer mit freier Aussicht nach dem Gebirge. Die Einrichtung derselben war von ländlicher Einfachheit und stach gegen Corneliens Boudoir im Schlosse Gampenstein gewaltig ab. Dennoch behauptete die verwöhnte Dame, hier glücklicher zu sein; einer Büßenden, der noch nicht vergeben sei, zieme einfaches Wesen und Entsagung allen Glanzes. Sie lebte eingezogen, las viel und sah nur vorübergehend ihren Sohn, den sie stets mit so sonderbaren Blicken betrachtete, daß Egbert gleich in den ersten Tagen vor der Mutter bangte. Von dem Freiherrn ward gar nicht gesprochen. Die Scene zwischen Vater und Sohn mußte von allen der Vergessenheit übergeben werden, wenn sie nicht immer zu neuen Aufregungen und Gemüthserschütterungen führen sollte.

Als Pabst das Vorwerk bei der Lochbuche erreichte, begegnete er Elfrieden Moser auf dem Hofe. Das junge Mädchen war eben beschäftigt, dem Feder-

vieh Futter zu streuen. Freundlich grüßend nickte sie dem Pachter zu und sagte, die weißen Zähne zwischen den rosigen Lippen zeigend:

„Die Gnädige hat Besuch. Wir sind allesammt ins Freie verbannt."

„Der junge Herr auch, Frieda?"

„Er machte anfangs Einwendungen, als aber Herr Rona sagte, die Unterredung betreffe das Seelenheil der Gnädigen, da sattelte er sich den Rothschimmel und jagte wie ein Rasender den Bergen zu. Wenn der arme Herr nur kein Unglück nimmt!"

Pabst überhörte die letzten Worte Elfriedens.

„Kam Herr Rona allein?" fragte er, seiner Wohnung zuschreitend..

„Ganz allein, das heißt den Kutscher ausgenommen, der ihn fuhr. Dort unter der Remise steht sein Fuhrwerk. Es ist ein jämmerlicher Klapperkasten."

„Dein Vater hat nicht vorgesprochen?"

„Noch nicht."

„Dann kommt er noch. Geh, liebe Frieda, und sage Deiner Mutter, sie möge mir jetzt die Papiere schicken, von denen sie letzthin mit mir sprach. Ich habe gerade eine Stunde Zeit, um sie durchzusehen."

Elfriede schüttete den Rest des Futters dem flatternden, gackernden und schnatternden Hühner- und

Entenvolk vor und eilte, dem Pachter noch einmal zunickend, nach einem Anbau des Hauptgebäudes, der Rosa und ihrer Tochter als Wohnung eingeräumt worden war. Pabst warf noch einen beobachtenden Blick auf den immer dunkler werdenden Himmel und trat in die Hauptthür des langgestreckten Gebäudes, von welcher ein quer laufender Corridor, der verschließbar war, zu den Zimmern der Baronin führte.

Achtes Kapitel.

Im Gewitter.

Wir treffen Cornelie von Gampenstein in Thränen gebadet. Ihr gegenüber an länglichrundem, schmalem Tische, den Bücher und Schriften bedecken, sitzt Berthold Rona. Seine Hand hält eine kleine Silhouette, die er mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet. Durch den grauschwarzen Gewitterhimmel zucken in kurzen Zwischenräumen rothgelbe Blitze, denen nach ziemlich langer Pause dumpfes, unheimlich klingendes Donnergeroll folgt.

„Das sind dennoch recht traurig lautende Nachrichten, Herr Rona“, sprach Cornelie, ihre Thränen trocknend und die vor ihr liegenden Papiere, unter denen sich auch jener Streifen befand, dessen wir als eines wichtigen Erkennungszeichens bereits gedachten, zusammen legend, um sie sorgfältig wieder zu verbergen. „Da sich die andere Hälfte dieses Papier=

streifens in dem Hause der Unglücklichen nicht vorgefunden hat, dürften alle weitern Nachforschungen erfolglos bleiben. O ich Unglückselige, ich Elende! Der Friede, nach dem meine Seele lechzt, soll mir nicht werden! Ich leide Pein wie der reiche Mann des Evangeliums! Joseph zürnt mir noch immer!"

„Wer Frieden begehrt, gnädige Frau, muß sich vor allem selbst überwinden", entgegnete Rona, die Silhouette vor sich hinlegend. „Ich theile Ihre Befürchtungen nicht. Dies kleine Bild stellt freilich einen zwölfjährigen Knaben dar und wir suchen einen fast dreißigjährigen Mann; dennoch halte ich dasselbe für einen vortrefflichen Führer, den man nur vorsichtig benutzen muß."

„Was verstehen Sie unter vorsichtiger Benutzung?"

„Es lassen sich verschiedene Wege dazu einschlagen. Welches der beste, der zweckmäßigste sein mag, ist augenblicklich noch fraglich. Man muß zunächst sondiren."

„Machen Sie Ihre Vorschläge, Herr Rona. Sie besitzen mehr Ruhe, mehr Selbstbeherrschung als ich, und auf Ihrer Seele lastet kein Vergehen, das fast einer Blutschuld gleicht!"

„Dieses Bild, das Portrait des Knaben, den wir suchen, trägt die nämlichen Zeichen wie der Papierstreifen, der sich in der Rolle vorfand. Man nannte

den Knaben in der Taufe Aurel und gab ihm, als er das Findelhaus verließ, sowohl das Papier als die Schnur mit, die man beide auf der Brust des Kindes fand. Rosa hat in jeder Hinsicht die Wahrheit gesagt und Sie brieflich von ihren Aussagen unterrichtet."

„Eben deshalb will ich ihr vergeben und sie nie wieder in Versuchung führen", fiel die Baronin ein. „Ihre Tochter soll, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, glücklicher werden als die Mutter. Dieses Vorwerk ist mein Witthum; ich habe das Recht, es zu schenken, wem ich will."

„Lassen Sie uns nicht abschweifen, gnädige Frau", fuhr Rona fort. „Lebt Aurel, so ist er im Besitz derselben Erkennungszeichen, die uns auf seine Spur leiteten. Wir konnten sie verfolgen bis in das Seminar zu Lüttich. Dort haben wir sie verloren, wie ich vermuthe, infolge eines geheimen Abkommens. Es gibt — so denke ich — irgend eine Persönlichkeit, welche ein Interesse daran hat, den einmal verschollenen Knaben für immer verschwunden bleiben zu lassen."

Cornelie richtete ihre großen Augen fragend auf den Herrn der Skalhütte.

„Können Sie diese schrecklichen Vermuthungen begründen?" forschte sie angsterfüllt. „Es müßten dann ja noch Andere um —"

Sie vollendete nicht. Eine plötzlich aufflammende Röthe überlief Stirn und Wangen; ihre Blicke senkten sich, die Hände zitterten.

„Sollten Sie meine Ahnung theilen, gnädige Frau?“ fuhr Rona fort, die Baronin immer schärfer fixirend. „Es kann doch wohl nicht Ihr Wille sein.“

„Sie haben mich in Verdacht?“ fuhr Cornelie auf. „Beim ewigen Gott, ich bin unschuldig, wenn irgend Jemand Sie auf eine falsche Spur zu leiten suchte!“

„Ich lasse mich nicht täuschen, wo ich argwöhne“, versetzte Rona, „aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß wir in Lüttich ohne Antwort geblieben sind. Ein Unbekannter war uns zuvorgekommen. Wäre der Einfluß dieses Unbekannten größer als unsere Vorsicht — oder nennen Sie es Schlauheit — so würden wir bereits an der Grenze unseres Witzes angelangt sein. Zum Glück haben wir vor unsern geheimen Gegnern doch noch einen Vorsprung voraus, und dieser soll uns jetzt zu statten kommen.“

Cornelie, die sich wieder gesammelt hatte, sagte:

„Sie wollten sondiren, Herr Rona. Wir sind von diesem Plane unbemerkt abgekommen.“

„Nicht doch, gnädige Frau! Mein Sondirungsvorschlag ist unser Vorsprung. Er führt Sie in den Beichtstuhl.“

„Endlich?“ schrie Cornelie auf. „Sie glauben es,

Herr Rona? Sie machen mir Hoffnung? O, dann sind Sie der Erretter, den Gott mir nach jahrelangem heißen Flehen sendet!"

„Geben wir der Aufwallung des Blutes keine Gewalt über uns", fuhr der besonnene Rona kaltblütig fort. „Es gibt noch einen andern Weg, der vielleicht schneller zum Ziele führen könnte; es ist der der Oeffentlichkeit. Daß Sie diesen zu vermeiden wünschen, leuchtet mir ein. Der Beichtstuhl ist verschwiegen. Sie haben sich nur sorgfältig darauf vorzubereiten. Wollen Sie Ihr Gewissen erleichtern, so werden Sie sich streng prüfen und Ihre Vergangenheit dem Priester ganz enthüllen müssen. Da, wo die eigene Unkenntniß Sie stocken macht in Ihren Bekenntnissen, beginnen die Fragen des Priesters. Das Seminar in Lüttich gibt dazu den ersten Anstoß, und Ihr Beichtvater dürfte, da es sich um einen jungen Menschen handelt, der Priestern zur Erziehung übergeben wurde, seine Fragen sehr auf die Spitze stellen."

Cornelie war aufgestanden und ging unschlüssig im Zimmer auf und nieder.

„Es wird eine der schwersten Stunden meines Lebens, auch wenn sie mir Frieden bringt!" sprach sie, die Hände faltend und ihre feuchten Augen dem flammenden Himmel zukehrend, aus dessen krachendem Gewölk jetzt der Sturm seine Boten entsendete.

Mit furchtbarer Gewalt brach das Unwetter los. Der Sturm knickte unentwurzelte Bäume, sündflutartige Regengüsse entstürzten den Wolken und Alles zerschmetternder Hagel rauschte nieder.

Das gewaltige Naturschauspiel entriß Frau von Gampenstein momentan den Gedanken, die sie in der Regel ausschließlich beschäftigten. Der in zuckendes Feuer sich auflösende Himmel, das unaufhörliche Krachen des Donners, unter dem die Erde bebte, das Zischen des Regens, der prasselnde Hagel, dessen Gewalt durch das Geheul des Sturmes verdoppelt und verdreifacht wurde, unterbrachen das Gespräch, das noch kein bestimmtes Resultat geliefert hatte. Rona folgte der Baronin an das Fenster, von dem sich der Zug des Unwetters weithin übersehen ließ. Der Feuerstrom eines neuen Blitzes, dem unmittelbar der Donner folgte, zeigte beiden Ausschauenden jenseits des Wassertümpels, welchen die breitästige Lochbuche überschattete, auf galoppirendem Rosse einen Reiter, der im Sturme den Hut verloren hatte. Das braune Haar flog ihm verworren um Stirn und Wangen, während er vornübergebeugt das schnaubende Thier zu noch schnellerem Laufe anzuspornen schien.

„Egbert!“ rief Cornelie, vom Fenster vor der blendenden Flamme zurücktretend. „Der Schimmelhengst geht mit ihm durch!“

Da zuckte ein rother Strahl und warf sein grelles Licht auf das dunkle Gewässer des Tümpels. Die Lochbuche, vom Blitze getroffen, stand in Flammen! Der Reiter war aus dem Gesichtskreise verschwunden.

Berthold Rona hatte den Junker ebenfalls erkannt, und er theilte mit Cornelien die Furcht, daß er mit dem wahrscheinlich scheu gewordenen Thiere zu Schaden kommen könne. Rasch entschlossen riß er die Thür auf, um sich nach helfenden Händen umzusehen. Es war dies jedoch nicht nöthig, denn das ganze männliche Personal des Vorwerks war schon in voller Bewegung. Der lohende Baum, der einen Funkenregen über den Hofraum ausgoß, mahnte zur Vorsicht. Der Pachter Pabst ertheilte ruhig mit lauter Stimme Befehle an seine Leute, als Egbert, mit fester Hand das Thier zügelnd, in den Hof sprengte.

„Es ist ein Unglück geschehen oben im Hohlwege, der von der Landstraße auf unsere Feldmark abbiegt", rief er, sich aus dem Sattel schwingend und dem Hause zuschreitend. „Soviel ich sehen konnte, gingen, erschreckt durch die Blitze und wüthend gemacht durch die scharfen Keilstücke des Hagels, die Pferde eines Wagens durch und stürzten kopfüber mit sammt dem Wagen in die steinige Tiefe des Hohlwegs. Wenn wir uns beeilen, können wir vielleicht noch ein Menschenleben retten."

Er winkte dem Pachter und gebot dessen Leuten durch befehlende Handbewegung, sich nach dem Schauplatze des Unglücks zu verfügen.

„Die brennende Buche thut keinen Schaden", fuhr er fort, da er den Pachter mit Handspritze und Feuereimer bewehrt traf. „Das Feuer wird in sich selbst erlöschen, da der alte Baum hohl und morsch ist. Geschähe es nicht, so läßt sich die matt flackernde Flamme später noch ausgießen."

Pabst folgte willig dem Junker, welcher in seiner Aufregung den Herrn der Skalhütte entweder übersehen hatte oder absichtlich nicht bemerken wollte. Rona fiel das nicht auf; er begab sich zurück in das Zimmer der Baronin, beruhigte die Mutter über das Befinden des Sohnes und berichtete, was Egbert erzählt hatte.

Cornelie zeigte große Bestürzung.

„Wenn er es wäre!" sprach sie mehr zu sich als zu Rona.

„Fürchten Sie, der Freiherr könne verunglückt sein?"

„Nein, nein!" erwiderte Cornelie; „er aber ist unterwegs; er hat sich angemeldet. Es wäre entsetzlich!"

„Wen erwarten Sie, gnädige Frau?"

„Fragen Sie nicht, Rona, ich kann und darf in diesem Augenblicke keine Antwort geben! Ich habe den

verhängnißvollen Schritt gethan auf Anrathen Rosa's! Es war wohl unvorsichtig von mir, aber ich wollte ihm noch einmal ins Gewissen reden. Und er, der so verschlossen und unzugänglich blieb, sagte zu!"

Rona trat kopfschüttelnd ans Fenster und blickte wieder in die Gegend hinaus. Der Stumpf der vom Blitze zerschmetterten Lochbuche brannte nicht mehr hell, er glühte nur noch. Die letzten heftigen Schläge schienen die Macht des Unwetters gebrochen zu haben. Das Gewölk lichtete sich an einzelnen Stellen; es fiel kein Hagel mehr, nur Regen noch in Menge. Unter den landeinwärts ziehenden Wolken wurden schon die einzelnen Kuppen des Gebirgs wieder sichtbar.

Cornelie von Gampenstein war zu ihrem Sitz am Tische zurückgekehrt und stützte grübelnd den gedankenschweren Kopf in beide Hände. So vergingen schweigend mehrere Minuten. Dann unterbrach Rona, den die ihm unverständlich gebliebenen Worte der Baronin fortwährend beschäftigt hatten, die unheimliche Stille.

„Der Pachter mit seinen Leuten kommt zurück", sprach er. „In einiger Entfernung, ganz allein, sehe ich den jungen Herrn. Die Leute tragen offenbar einen verunglückten Menschen."

Cornelie trat an Rona's Seite und blickte ebenfalls in die Gegend. Als die Gruppe der Männer,

denen der Pachter vorausschritt, den noch immer glimmenden Stumpf der Lochbuche erreicht hatten, seufzte sie tief auf und verließ das Zimmer. Rona folgte ihr auf dem Fuße.

„Hier herein in mein Zimmer!" befahl Pabst, als die Männer mit dem Verunglückten den Eingang des Vorwerks erreichten. Die Baronin stieß in demselben Augenblicke die Thür des zu ihren Zimmern führenden Corridors auf. Von der andern Seite her in etwas scheuer Zurückhaltung erblickte Rona neben dem blühenden Gesicht Elfriedens die scharf ausgeprägten, kalten Züge Rosa Moser's.

Im Zimmer des Pachters war es dunkel, da noch immer graue Gewitterwolken den Himmel bedeckten.

„Kennt man den Verunglückten?" fragte Rona den Pachter, der bemüht war, dem aus mehreren Wunden blutenden Kopf des Unglücklichen eine angemessene Lage auf dem lederbezogenen Kanapee zu geben.

Auch Egbert suchte in die Nähe des Leidenden zu kommen, der offenbar kein Bewußtsein mehr hatte und nur noch matt röchelte. Einzelne Blutstropfen rannen aus Mund und Ohr; der Schlag eines Hufes schien die Hirnschale lebensgefährlich verletzt zu haben.

„Wasser und Schwamm!“ befahl Pabst ungeduldig. „Man muß zuerst das zerstampfte Gesicht von Blut und Erde reinigen, damit man doch sieht, wen man vor sich hat.“

Die dienstwillige Elfriede brachte dem Pachter Beides und sah unerschrocken in das entstellte Gesicht des Halbtodten.

Rona erfaßte mit scharfem Auge die eingefallenen, gelbbraunen Züge des Verunglückten. Er erkannte ihn und sein Blick traf fragend die Baronin, der er sich wieder näherte.

„Es ist der Haushofmeister des Grafen Serbelloni“, sprach er so leise, daß nur Cornelie ihn verstehen konnte. „Erwarteten Sie den Besuch dieses Mannes?“

Die Baronin gab keine Antwort. Gesenkten Auges, als habe man sie auf einem Vergehen ertappt, stand sie hinter dem Pachter und ließ, ohne zu beten, die Kugeln des Rosenkranzes durch die weißen, schlanken Finger gleiten.

Pabst hatte die Züge des Fremden, der schon mit dem Tode rang, lange aufmerksam betrachtet. Jetzt tauchte eine alte Erinnerung in ihm auf. Er kehrte sich schnell um und sagte zu Frau von Gampenstein so laut, daß alle Umstehenden seine Worte vernehmen konnten:

„Wer dieser Unglückliche sein mag, weiß ich nicht, gesehen aber habe ich ihn schon. Ich erkenne ihn an der Stichwunde in der Backe. Als er vor neun oder zehn Jahren hier auf dem Vorwerke übernachtete, trug er einen langen Bart und ich hielt ihn für einen polnischen Juden. Ich vermuthe, daß er es war."

Ein glühender Zornesblick aus Corneliens Auge schloß ihm den allzu beredten Mund.

„Er stirbt!" sagte Egbert, der sich theilnehmend über ihn beugte.

„Das Bündel unter dem zertrümmerten Wagen oder Papiere, die der Aermste wohl bei sich führen dürfte, werden uns hoffentlich Aufschluß über Herkunft und Namen geben."

„Es bedarf keiner Nachfrage", fiel Rona ein, die Hand auf das Haupt des Sterbenden legend, der den letzten Seufzer aushauchte. „Ich kenne den Mann genau; er war die rechte Hand Seiner Excellenz des Grafen Serbelloni! Wenn die gnädige Frau Baronin mir gütigst erlauben wollen, daß ich mich Dero Schreibmaterialien bedienen darf, will ich noch in dieser Stunde von dem unerwartet raschen Hingange des in seiner Art verdienten Mannes Anzeige machen. Vielleicht fühlt sich die gnädige Frau gedrungen, meiner kurzen Meldung noch eine zweckentsprechende Nachschrift hinzuzufügen."

Cornelie winkte Egbert, daß er Rona gebe, was dieser begehrte. Sie selbst kniete an der Leiche nieder, drückte dem Todten die Augen zu und lispelte, in lautes Schluchzen ausbrechend:

„Vergib mir, wie ich Dir vergeben habe! Der Weg, den ich von heute an zu wandeln habe, ist mir durch Dein Verscheiden vorgezeichnet.“

Neuntes Kapitel.

Die Beichte.

Der jähe Tod des bekannten Haushofmeisters, welcher zugleich der Vertraute des sogenannten Excellenzgrafen war, machte großes Aufsehen, besonders in Gablona, wo sich der Mann häufig sehen ließ. Beliebt war der Verstorbene nicht gewesen, weil er überall habgierig auftrat und Schadenfreude über Anderer Unglück ein hervorstechender Zug seines Charakters war. Diese Schattenseiten in dem Leben des Mannes, dem man sonst nicht eigentlich Uebles nachsagen konnte, gaben doch zu allerhand Gerüchten Anlaß, die bald im Munde des Volkes über ihn umliefen. Daß er eines wenn auch gewaltsamen, doch von Niemand verschuldeten Todes gestorben sei, konnte nicht bezweifelt werden. Der gänzlich zertrümmerte Wagen blieb an dem Orte des Unglücks liegen, bis Freiherr von Gampenstein die Fortschaffung desselben befahl. Das

Doppelgespann, das beim Sturz schrecklich beschädigt worden war, verfiel dem Messer.

Weit schärfer ward die Reise des Verunglückten über das Gebirge kritisirt an einem Tage, wo das Wetter sich so drohend gestaltete. Eine solche Reise mußte einen wichtigen Zweck nach der Ansicht derer haben, die sich auf den Charakter des Haushofmeisters verstehen wollten. Es ward sogar gemunkelt, daß schon einigemal zwischen dem für schlau bekannten Manne und dem Freiherrn von Gampenstein heimliche Zusammenkünfte stattgefunden hätten.

Mochten solche Gerüchte auch nur auf Vermuthungen und unhaltbaren Voraussetzungen beruhen, so ließ es sich doch nicht vermeiden, daß der Name Gampenstein in aller Mund kam. Auf einem zu der Herrschaft des reichen Barons gehörenden Vorwerke war der Verunglückte verschieden; von dort ließ Graf Serbelloni die Leiche abholen, um sie in Gablona feierlich bestatten zu lassen.

Auf solche Weise hörte auch Domherr Augustin von Orna den Namen Gampenstein, der ihm nicht wichtiger war als hundert andere Namen. Die Besitzungen des Freiherrn lagen nicht in seinem Sprengel, mithin blieben auch die Bewohner der großen Herrschaft seiner Oberaufsicht als Seelenhirt entzogen.

Die nähern Umstände über den Tod des Haushofmeisters gaben indeß dem Domherrn doch zu denken. Der Name des Mannes, der im Gebirge so großen Einfluß hatte, den Graf Serbelloni seiner Intelligenz und seiner rastlosen Thätigkeit wegen schätzte, den hundert und aber hundert Lippen als den uneigennützigsten Wohlthäter aller Darbenden priesen, dieser Name ward jetzt so häufig vor dem geistlichen Herrn genannt, daß dieser Erkundigungen über den Herrn der Skalhütte einzog. Was ihm dabei zu Ohren kam, erregte des Domherrn Befremden. Rona war Katholik, mied aber Kirche und Beichtstuhl. Man sagte ihm nur Gutes nach und doch lebte er thatsächlich geschieden von aller kirchlichen Gemeinschaft! Bei Convertiten kommt dergleichen selten vor, sie zeigen gewöhnlich mehr Eifer als Andere. Aber freilich, Rona war Jude gewesen, war erst in reifern Jahren übergetreten und zu diesem Schritte möglicherweise durch äußere Einflüsse veranlaßt worden. Domherr von Orna beurtheilte die Menschen immer mild. Er kannte die Hinfälligkeit der Creatur, und er verlangte deshalb von einem Bekehrten nicht, daß er auf der Stelle allen alten Gewohnheiten entsage, mit allen Erinnerungen breche, allen mit dem innersten Wesen der Natur, der Ueberlieferung und der Sitte verwachsenen Schwächen und Härten mit einem Male

entsage. Wohl aber ward der Wunsch in ihm rege, diesen ungewöhnlichen Mann persönlich kennen zu lernen.

Der Graf war eine zu exclusive Natur, um einen passenden Vermittler abzugeben, sonst hätte sich durch ihn am leichtesten eine Zusammenkunft des Domherrn mit Rona einleiten lassen. Der Geistliche wandte sich deshalb an den Obergärtner Marbold, bei welchem, wie er wußte, der Verstorbene häufig verkehrt hatte.

Ehe noch aus der Eremitage eine Antwort einlief, erhielt der Domherr ein Schreiben, dessen Inhalt ihn in ungewöhnliche Aufregung versetzte. Ein Mann von unscheinbarem Aeußern, lang, hager und von etwas gebeugter Haltung hatte es in Abwesenheit des geistlichen Herrn abgegeben. Es war anonym, stand aber offenbar in genauestem Zusammenhange mit jenem Briefe, durch welchen der Domherr am Vorabend des Wallfahrtstages überrascht worden war. Dieser Brief lautete:

„Hochwürdigster Herr!

Eine Unglückliche, deren Lebenstage wahrscheinlich gezählt sind, flüchtet sich an Ihr priesterliches Herz, um Ruhe zu finden für ihre Seele. Jahrelang schon trug dieselbe Sehnsucht, ihr Gewissen zu erleichtern, die Verhältnisse aber und die Banden, welche sie an die Welt ketten, waren stärker als ihr Wille. Sie mußte warten, trauern, dulden, leiden und durfte doch

weder zagen noch verzagen. Unerwartete Ereignisse haben plötzlich die Fesseln gesprengt, die sie zur gehorsamen Sklavin weltlichen Herkommens machten. Was auch geschehen möge, die Unglückliche, welche von Ihrer Lippe das Wort der Vergebung zu hören hofft, will mit der Welt abschließen und ihren Frieden mit Gott machen. Verlangen Sie den Namen der Büßerin, die Ihre Worte aufrichten sollen, nicht zu erfahren. Die Zeit dazu wird erst gekommen sein, wenn sie getröstet von Ihnen geht; erlauben Sie dagegen, daß die Friedensbedürftige, ehe sie als Beichtende vor Ihnen erscheint, Sie mit einer Bitte belästigen darf.

Es gibt einen dunkeln Punkt in der Vergangenheit Ihres Beichtkindes, der nur noch eines einzigen einfallenden Lichtstrahls bedarf, um das Abschreckende der noch darüber lagernden Dämmerung zu verlieren. Ein Wort von Ihnen, hochwürdiger Herr, der Welt verkündigt, wird dies Wunder bewirken. Damit Sie aber dieses Wort sprechen können und damit Sie überhaupt den Willen in sich lebendig werden fühlen, es aus eigenem, freiem Antriebe zu sprechen, muß die Beichte der Bedrückten vorangehen.

Und dies diene der Unglücklichen zum Zeichen, daß Sie, Hochwürden, barmherzig sein wollen, wie es der Herr war gegen Zöllner und Sünder! Sie werden zwei Tage nach Empfang dieser Zeilen abends zwischen

sechs und sieben Uhr gegenüber dem Beichtstuhle eine Betende finden mit dichtem schwarzen Schleier. Sagen Sie zu dieser Bedrängten im Vorübergehen: Komm, meine Tochter! so wird sie Ihnen folgen und mit Willen nichts verschweigen, was sie bedrückt. Möge der barmherzige Gott ihr gnädig sein!"

Gleich beim erstmaligen Lesen dieses Briefes durchzuckte den Domherrn der Gedanke, es könne die geistig Bedrückte, die sich auf so seltsame Weise als Beichtkind bei ihm anmeldete, ein und dieselbe Person mit jener Unbekannten sein, die ihm vor Monaten ebenfalls brieflich angekündigt, damals aber als eine nicht vollkommen Zurechnungsfähige signalisirt worden war.

Das Schreiben, das Augustin von Orna noch einigemal überlas, zeigte keine Spur geistiger Unklarheit. Die Verfasserin desselben konnte sich selbst ungerechterweise anklagen, trübe, vielleicht furchtbare Begebenheiten konnten verdüsternd auf sie einwirken und ihr Urtheil befangen machen, an wirklich gestörter Seelenthätigkeit litt dieselbe gewiß nicht. Bezog sich also der anonyme Brief vom Sommer vorigen Jahres auf die Schreiberin des eben empfangenen — schloß der Domherr — so war beabsichtigte Täuschung oder Intrigue im Spiele; beiden zu begegnen und ihren unheilvollen Wirkungen vorzubeugen, konnte auch einem

Priester, gab man ihm dazu gewissermaßen die Mittel in die Hand, nicht verargt werden.

Zunächst holte der Domherr den früher erhaltenen Brief aus dem Versteck hervor, um ihn mit dem Schreiben von heute zu vergleichen. Die Schriftzüge ähnelten sich nicht, das Papier aber trug dasselbe Wasserzeichen, was freilich ein Spiel des Zufalls sein konnte. Dennoch glaubte der Geistliche einiges Gewicht darauf legen zu müssen. Er heftete beide Briefe zusammen und legte sie so wieder in die Höhlung des Kreuzes.

Zwei Tage später von fünf Uhr nachmittags an ward in der Kirche zum heiligen Nepomuk von verschiedenen Priestern Beichte gehört. Es war dies herkömmlich, mithin auch allgemein bekannt. Deshalb war es nicht auffällig, daß die Fremde sich um die rechte Zeit als Beichtende anmeldete.

Bald nach sechs Uhr begab sich der Domherr in die Sakristei, legte die Stola an und fragte den Kirchendiener, ob die Zahl der Beichtenden bedeutend sei. Die Antwort entsprach seinen Erwartungen. Nach ihm selbst hatte noch Niemand gefragt, da er gewöhnlich erst von sieben Uhr an Beichte hörte.

Die Zeit verging dem erwartungsvollen Priester diesmal zu langsam. Er sah wiederholt nach den beiden Sanduhren auf dem Gotteskasten, ob sie auch wirklich die Zeit noch richtig anzeigten, und als die

Gläser sich über zwei Drittheile geleert hatten, trat er in die Kirche. Seine Blicke fielen an der bezeichneten Stelle auf eine Betende, die in tiefer Trauer ging und einen so dichten Schleier trug, daß keine Linie ihres Gesichts hinter demselben zu erkennen war.

Augustin von Orna kniete zur Seite des Hochaltars nieder und betete. Es war ihm mehr denn je Bedürfniß, Gott um Kraft zu bitten, damit er sein würdiger Priester sei. Als er aufstand, hob auch die Betende das Haupt, ließ es aber sogleich wieder sinken.

Der Domherr näherte sich langsam dem Kirchenstuhle, schritt vorüber und hauchte leise die verlangten Worte über sie hin. Die Trauernde erhob sich und folgte dem voranschreitenden Priester. Eine Minute später fielen die ersten Worte der Beichtenden in das aufmerksam lauschende Ohr Augustin's von Orna.

Die ersten Bekenntnisse der fremden Dame enthielten nichts, was dem Domherrn hätte auffallen oder besonderes Interesse in ihm hätte erwecken können; es waren allgemeine Geständnisse, wie sie Jeder zu machen hat, der sich ernsthaft prüft und wahr gegen sich selbst sein will, auch wenn das Bekennen dieser Wahrheit ihm Ueberwindung kostet. Die Stimme aber war dem Priester keine fremde; er hatte sie von der Unbekannten vernommen am Spätabend des Findungsfestes der schmerzensreichen Madonna! Er legte sein

Herz, seine ganze Seele in das Ohr, das der warme Hauch der Beichtenden berührte.

„Ich verlobte mich jung — aus Verblendung des Herzens, verführt von äußern Reizen, mit einem Manne, der nicht meines Glaubens war“, begann die Trauernde nach einer Pause mit leiserer Stimme.

„War dieser Mann ein Abtrünniger der heiligen Mutterkirche?“ lautete die forschende Gegenfrage des Domherrn.

„Er bekannte sich zu den Lehren des alten Testaments“, antwortete noch leiser, fast klagend die Unbekannte.

Der Domherr schwieg, die Stola an seinen Mund ziehend.

„Wir liebten uns“, fuhr die verschleierte Büßerin fort, „wir liebten, wie sündige Herzen lieben, die immer nur in den Freuden der Welt geschwelgt hatten; wir liebten, bis des Genusses Zauber meine Sinne verwirrten und mich die heiligsten Schwüre brechen ließen. Ich verrieth den Verlobten und fiel tief, unendlich tief vor Gott.“

„Hat der von Ihnen Verrathene sich an Ihnen gerächt oder Rache zu nehmen versucht?“ fragte der Domherr, gefaßt auf ein schreckliches Bekenntniß.

„Mich traf sein Fluch, Hochwürden“, stammelte die Reuige, indem Thränen ihre Stimme fast unver-

ständlich machten, „mich und das Kind, das ich ihm geboren hatte! Da umnachtete der Wahnsinn meine Seele. Ich ergriff eine seidene Schnur und schlang sie um den Hals des hülflosen, vom eigenen Vater verfluchten Knaben.“

„Mörderin! Kindesmörderin!“ stöhnte der entsetzte Domherr und erhob das Haupt aus den Falten der Stola, die großen, flammenden, dunkeln Augen strafend auf die Beichtende heftend.

Zerknirscht brach diese zusammen, schluchzte laut und fuhr dann mit größerer Fassung fort:

„Vor diesem Verbrechen hat mich die göttliche Vorsehung bewahrt. Meine Dienerin, die leichtsinnig war wie ich, entriß mir das Kind und entfernte es. Sie gab später an, es sei während der Krankheit, in die ich verfiel und in der ich mehrere Tage lang ohne Bewußtsein lebte, gestorben und der kleine Leichnam durch einen Bekannten in ungeweihter Erde begraben worden.“

„Lebt dieser Mann noch?“

„Vor sehr kurzer Zeit lebte er noch, jetzt ist er unerwartet schnell vor seinen Richter gefordert worden.“

„Die Angabe der Dienerin war erlogen?“ fragte der Domherr mit mehr Schärfe als bisher.

„Aus Liebe zu mir betrog mich die leichtsinnige

Thörin. Das arme, verstoßene Geschöpf ward von der Dienerin ausgesetzt, und jener jetzt todte Mann nahm es auf, um es dem Findelhause von *** zu übergeben."

Der Domherr richtete sich abermals auf. Sein Antlitz war bleich; Schmerz und Wehmuth vermählten sich in dem Blicke, der auf die Beichtende fiel.

„Haben Sie über die fernern Schicksale des Kindes, dem Sie Mutter gewesen sein würden, hatten Sie es nicht als todt beweint, nie etwas erfahren?" fragte er mit bewegter, zitternder Stimme.

„Zu wenig, Hochwürden, um mich über den verschollenen Sohn, der ja mein Eigenthum ist und den ich schon längst gern umfangen hätte mit zärtlichster Mutterliebe, beruhigen zu können. Nur Zeichen, Zeichen sind mir geworden, daß er noch lebt, und diese Zeichen will ich Ihnen übergeben, damit Sie mir dieselben deuten helfen vor aller Welt und mich ledig sprechen können der Sünde eines geflissentlich verheimlichten Geheimnisses."

Sie lüftete die Mantille und schob ein kleines mit seidener Schnur umwundenes, kaum zwei Zoll breites Couvert in die Hand des Domherrn. Als dieser den Blick darauf heftete, entfiel es der zitternden Hand. Er schwieg, löste die Schnur und brach das Couvert. Die Silhouette eines Knaben und ein

vergilbter Streifen Papier, bekritzelt mit wenigen Buchstaben, blieben in seiner Hand.

„Sind das die Zeichen, die ich deuten soll?“ fragte er, mit größter Anstrengung nach Fassung ringend, indem er seine Stola schützend darüber breitete.

„Es ist Alles, was ich besitze, Hochwürden, und was mich hoffen läßt, daß mein unglücklicher Sohn noch lebt“, schluchzte die Trauernde.

Es trat eine kurze Pause ein. Im Thurm der Kirche läutete die Betglocke; die untergehende Sonne, sich brechend in den farbigen Fenstern, malte bunte Schatten auf die Sandsteinfliesen im Chor.

„Du wirst ihn wiedersehen, wenn Du Glauben hast!“ erklang es dann aus dem Beichtstuhle, wie von fremder Prophetenstimme, vor welcher die Beichtende demüthig das Haupt beugte. „Gehe hin, ich absolvire Dich! Nach einer Stunde wünsche ich Dich zu sprechen.“

Der Schieber sank vor dem Fenster. Die Fremde hörte, daß der Domherr den Beichtstuhl verließ. Sie sprach noch ein Gebet, ehe auch sie sich zum Gehen anschickte. Um besser sehen zu können, hob sie den Schleier, das Antlitz dem Schiff der Kirche zukehrend. Der Domherr stand vor der Thür der Sakristei. Ehe er öffnete, blickte er noch einmal zurück und vor sich sah er in greifbarer, naher Wirklichkeit dasselbe bleiche,

fein geschnittene Frauengesicht, das sein geistiges Auge am Abend vor dem Findungsfeste der schmerzensreichen Madonna von dem Fenster seines Studirzimmers aus erblickt hatte.

Die Sakristei war leer. Augustin von Orna küßte in leidenschaftlicher Glut die Gabe der Fremden, beugte sein Knie vor dem kleinen Altar und betete, während Ströme von Thränen über seine Wangen herabrieselten, für das Seelenheil und die irdische Ruhe — seiner Mutter.

Zehntes Kapitel.

Cornelie bei dem Domherrn.

„Ich erwarte eine in tiefe Trauer gekleidete Dame", sprach der Domherr zu seiner Haushälterin Motte, als er bald darauf sehr erschöpft seine Amtswohnung betrat. „Melde sie an, wenn sie kommt, und sorge dafür, daß Niemand unsere Unterredung stört. Zünde zwei Wachskerzen an und stelle sie auf meinen Arbeitstisch, denn ich werde verschiedene Schriften einzusehen und zu prüfen haben."

Nachdem er Motte diese Instructionen gegeben hatte, trat er ans Fenster und sah träumerisch über den Ring Gablonas nach den Kuppen des Gebirgs hinaus, bis die ersten Sterne am tiefblauen Himmel aufleuchteten. Zurücktretend ins Zimmer und die schwere Gardine schließend, fand er die still brennenden Kerzen auf seinem Tische. Er verriegelte die Thür, hob den obern Theil des aus Baumrinde geformten

Crucifixes ab und entnahm dem hohlen Stamme desselben verschiedene Gegenstände. Jeden einzelnen mit Aufmerksamkeit, ja mit Rührung betrachtend, legte er sie geordnet neben einander auf den Arbeitstisch. Sie bestanden aus einem abgerissenen Streifen vergilbten Papieres, einer seidenen Schnur, der Silhouette eines Knaben und aus jenem Briefe, den wir kennen. Die Gabe der Beichtenden an den Domherrn glich den erstgenannten drei Gegenständen so täuschend, daß man sie verwechseln konnte. Der Domherr legte sie in derselben Umhüllung, in der er sie erhalten hatte, auf den anonymen Brief.

Kaum war er damit zu Stande gekommen, als es an die Zimmerthür klopfte. Augustin von Orna öffnete.

„Frau Baronin von Gampenstein wünscht Hochwürden zu sprechen", meldete die Haushälterin.

„Ich bin bereit, die gnädige Frau zu empfangen", erwiderte der Domherr und schob zwei Sessel an den Arbeitstisch, in deren einem er sich niederließ. Geräuschlos wie ein Schatten glitt die Baronin ins Zimmer, das bleiche, schleierlose Gesicht dem Priester mild lächelnd zuwendend. Ehe noch der Domherr es verhindern konnte, lag Cornelie vor ihm auf den Knieen, hatte seine Hand ergriffen und bedeckte sie mit Küssen.

„Ich bleibe Ihnen tief verschuldet in Ewigkeit, Hochwürden“, rief sie aus, „denn Sie haben die Last der Sünden durch Ihr versöhnendes Wort als Priester des Herrn von mir genommen! Nun darf ich wieder hoffen, wieder leben!“

Der Domherr hatte Mühe, sich zu fassen und seine priesterliche Würde zu behaupten. Er nöthigte durch Geberden die Baronin zum Niedersitzen.

„Regen wir uns nicht auf, Frau von Gampenstein“, sprach er so gefaßt wie möglich. „Sie werden alle Kraft Ihres Geistes zusammenraffen müssen, um das zu tragen, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Der Sohn, den Sie durch eigene wie durch fremde Schuld verloren, den Sie mit dem vollen Wehgefühl einer zärtlichen Mutter jahrelang als einen Todten beweinten, dieser Sohn lebt und ist bereits gefunden.“

„Er lebt? Sie wissen es? Sie kennen ihn vielleicht?“

„Wenn Sie finden, daß diese Zeichen, die ich Ihnen hier vorlege, genau zusammenpassen mit denjenigen, die ich von Ihnen erhielt, glaube ich ihn zu kennen.“

„O Himmel, du bist gütiger, als ich es verdiene!“ rief Cornelie und wollte die Hände des Domherrn abermals an ihre Lippen drücken. Dieser zog sie zurück und deutete auf seinen Arbeitstisch.

„Prüfen Sie, ehe Sie sich von Ihren Gefühlen fortreißen lassen“, sprach er, die Augen niederschlagend, um die Baronin die aufquellende Thräne nicht sehen zu lassen, die sie erfüllte.

„Und ich soll den geliebten Sohn sehen, soll ihn an mein Herz drücken, soll in einem einzigen seligen Kusse ihm all das Leid abbitten, das ich ihm unbewußt zufügte?“ rief sie aus. „O martern Sie mich nicht, hochwürdiger Herr! Ich bin stärker, als Sie glauben! Ein Mutterherz, das nach einem verloren gegangenen Kinde verlangt, kann selbst eine zusammenstürzende Welt nicht zerschmettern! Seien Sie barmherzig und führen Sie mich zu ihm!“

Der Domherr zeigte abermals auf den Tisch und sagte leise:

„Er ist Ihnen nahe, gnädige Frau, so nahe, daß er mir diese Schnur, dies Papier und diese Silhouette überreichen konnte! Alle drei Gegenstände gleichen den Ihrigen!“

Cornelie griff hastig danach und Freudenthränen glänzten in ihren Augen.

„Ja, er ist gefunden!“ rief sie aus. „Sie kennen ihn von Angesicht! Sie sind sein Freund!“

„Sein Freund und Bruder!“ stammelte der Domherr und breitete die Arme aus. „Der Sohn Joseph Aaron's hat auch seine Mutter gefunden!“

Cornelie erhob zitternd das Auge zu dem Geistlichen, der liebevoll vergebend auf sie herabblickte. In diesem Moment ähnelte er auffallend dem verdeckten Portrait Joseph's in ihrem Boudoir auf Schloß Gampenstein, und mit dem jauchzenden Rufe: „Mein Sohn! Mein verstoßener Sohn!“ stürzte sie an seine Brust.

Es war eine lange, erschütternde Umarmung, in der sich Mutter und Sohn umschlungen hielten. Schluchzend entrang sich endlich Cornelie derselben.

„Und Du vergibst mir, Augustin?“ stammelte die Baronin, den Domherrn mit unbeschreiblicher Liebe anblickend. „Ich bin so tief gesunken!“

„Wem Gott verzieh, dürfen dem Menschen zürnen?“ versetzte Orna. „Und könnte ich Priester sein, wenn mein Herz nicht überströmte von jener Liebe, die unser aller Meister lehrte? Es ist die erste Stunde meines Lebens, in der ich wahrhaft glücklich bin!“

Mutter und Sohn setzten sich zusammen an den Arbeitstisch, welcher das hohle Kreuz trug. Er nahm den Brief und reichte ihn der Baronin.

„Es ist jetzt wohl die Stunde gekommen“, hob er an, „wo Mutter und Sohn einander ihre Herzen erschließen dürfen. Vor bald einem Jahre ward mir abends in der Dämmerung dieses Schreiben überbracht,

das mich auf einen Besuch vorbereiten sollte, der sich auch wirklich bei mir einstellte. Wie erklärt sich der Zusammenhang zwischen jenem Besuch und diesem Briefe?"

Cornelie erkannte beim ersten Blicke die Handschrift Cäsar's.

„Von dem Freiherrn!" rief sie erschrocken und verschlang mit gierigem Auge die Schriftzüge.

„Du bist nicht glücklich mit dem Manne, arme Mutter?" fragte der Domherr. „Wohl erinnere ich mich noch genau Deiner Fragen und meiner Antworten. Sie erschütterten Dich — ich sah es — und vielleicht hätten wir uns damals schon erkannt, wenn nicht eine zufällig eintretende Störung, die im Uebrigen für mich persönlich keine Bedeutung hatte, mich abgehalten hätte, Dir diese Zeilen vorzulegen. Ich war dazu entschlossen, da hattest Du Dich lautlos entfernt! Fürchtete Freiherr von Gampenstein, Du könntest durch ein freimüthiges Bekenntniß sein altes Wappenschild beflecken?"

Cornelie bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln. Dann sprach sie, den Brief Cäsar's wieder zurückgebend:

„Als ich dem Freiherrn meine Hand reichte, blieb Manches aus meinem vergangenen Leben in tiefes Dunkel gehüllt. Cäsar von Gampenstein war ein

ritterlicher Herr, ein Edelmann alten Schlages, mit allen Vorzügen und Fehlern seines Standes. Er liebte in mir die geistig lebendige, junge, von allen Männern bewunderte Frau und ich bevorzugte in ihm den Mann, der alle übrigen seiner Umgebung durch Muth, Unternehmungsgeist und Charakterstärke überragte. Meiner Liebe war eine nicht geringe Dosis Furcht vor Cäsar's leidenschaftlichem Wesen beigemischt, und diese Furcht machte mich ihm schnell unterthan. Indeß lehrte mich die Klugheit schweigen, wo ich annehmen durfte, daß offene Aussprache gewaltsame Stürme erregt haben würde. Die Vergangenheit der Freiin von Valdegg blieb Cäsar von Gampenstein ein Geheimniß. Und doch wurde sie ihm enthüllt und zwar, wie ich anzunehmen Ursache habe, durch göttliche Fügung! Briefe Deines Vaters an mich, geschrieben vor unserer unauflöslichen Verbindung, waren mir in derselben furchtbaren Zeit, wo Du mir verloren gingst, entwendet worden, und diese Briefe fielen bei einer Feuersbrunst, welche ein Blitzstrahl verursachte, in die Hände des Freiherrn! Seit jener unseligen Stunde verwandelte sich seine Liebe in Haß und ich führte das Leben einer auf Erden schon Verdammten. Zugleich griff ein Familienereigniß störend ein in den Frieden des Hauses. Mein Sohn Egbert hatte sich als Student in Verbindungen eingelassen,

die man für staatsgefährlich hielt. Um sich der Untersuchung zu entziehen, ward er flüchtig —"

„Ich habe also das Glück, einen Bruder zu besitzen!" fiel der Domherr bewegt ein. „Das ist mehr, als ich auch in den Momenten meines reinsten Erdenglücks hoffen durfte."

„Und Du wirst ihn lieben, Augustin, wie einen rechten Bruder, denn Egbert ist ein braver, guter Mensch, nur gar zu leidenschaftlich. Ach, diese Leidenschaftlichkeit bekümmert mich, und ich fürchte, sie wird ihn in schwere Trübsal stürzen!"

„Wo lebt Bruder Egbert?"

„Augenblicklich hält er sich bei mir auf."

„In Schloß Gampenstein?"

„Auf einem am Abhange des Gebirges gelegenen Vorwerke, das Cäsar nach dem Brande wieder stattlich aufbauen und recht wohnlich hat einrichten lassen. Man nennt es von einem alten Baume, den ebenfalls ein Blitz zerschmetterte, das Vorwerk an der Lochbuche."

„Sonderbarer Zufall!" sprach der Domherr, stand auf und machte einen Gang durchs Zimmer. „Ich habe diesen Namen schon früher, vor vielen Jahren gehört, und ich glaube sogar, daß ich eine Nacht daselbst zugebracht habe."

Die Baronin erhob sich jetzt ebenfalls. Ihr Auge

ruhte fragend auf dem blassen Antlitz des geistlichen Sohnes.

„Augustin, wär' es möglich!“ rief sie in großer Aufregung. „Du warst nicht allein?“

„Graf Serbelloni, mein Gönner, der sich schon früher für mich interessirt hatte und mich nicht wieder aus den Augen verlor, lud mich zu einem Besuche auf seinem Schlosse in der Nähe dieses Städtchens ein, da er wußte, meine mir vorgezeichnete Reiseroute werde mich in diese Gegend führen. Er sandte mir seinen vertrauten Haushofmeister.“

„Reyneval, den Kammerdiener des Marquis von Saint-Hilaire“, unterbrach ihn Cornelie und erfaßte die Hände des Sohnes.

„Seinen Namen habe ich vergessen, doch habe ich Grund anzunehmen, daß er deren mehrere führte“, fuhr der Domherr fort. „Es war derselbe Mann, den wir vorgestern beerdigt haben. Von ihm hörte ich den Namen des Freiherrn von Gampenstein zum ersten Male nennen. Er behauptete, einen Auftrag des Grafen an denselben zu haben, dessen er sich entledigen wollte. Unterwegs jedoch brachten wir in Erfahrung, daß Schloß Gampenstein noch unbewohnt sei, daß man die Herrschaft erst in einigen Monaten erwarte und daß bis dahin die Pforten des Schlosses sich Niemand öffneten. Diese Nachricht verstimmte meinen Begleiter; weil es aber

schon spät am Tage war und wir den Wohnsitz des Grafen doch erst in tiefer Nacht erreicht haben würden, schlug er vor, auf jenem Vorwerke um Nachtquartier zu bitten. Man nahm uns gastfrei auf und wies uns ein Zimmer zu ebener Erde an."

„In dem ein altes, morsches Schreibpult stand?" warf Cornelie ein.

„Irgend ein solches Möbel war in dem sehr schmucklosen Zimmer wohl vorhanden", fuhr der Domherr fort. „Ich habe, offen gestanden, mich wenig umgesehen, denn ich war ungewöhnlich müde und schlief nach genossenem frugalen Abendbrode sehr bald und sehr fest ein. Mein Begleiter war nicht so glücklich. Kaum graute der Tag, so weckte er mich, behauptete, in dem alten Gebäude sei es nicht geheuer, er habe die ganze Nacht unheimliches Stöhnen und schauerliches Schlürfen gehört, und weil er nicht ohne Waffen habe einschlafen wollen, sei er in die Küche gegangen und habe sich aus derselben ein Beil geholt. Er zeigte mir das Beil, legte es wieder leise an den Ort, wohin es gehörte, und ruhte trotz meines Widerstrebens nicht, bis ich mit ihm das Vorwerk verließ, ohne unserem freundlichen Wirthe auch nur einen schriftlichen Dank zurückzulassen."

„Es ist entschieden", sprach Cornelie resignirt. „In jener Nacht legte Reyneval die Briefe Deines

Vaters an mich in jenes alte Pult, das beim Feuer erst in Trümmer ging und den verborgenen Schatz in Cäsar's Hände lieferte. Mir wäre viel Kummer erspart worden, hätte nicht der Dämon des Geizes und der niedrigsten Habsucht die Seele Reyneval's beherrscht! Dieser Dämon ließ ihn oft Böses thun, selbst wo er die Absicht hatte, Gutes zu stiften. Ich bin überzeugt, es war des Geizhalses Plan, mir seinen Raub, dessen Werth ihm bekannt war, für den höchsten Preis, den er erzielen konnte, zu verkaufen. Nun hat das Schicksal ihn dahingerafft, und selbst ein Geständniß konnte die zitternde Lippe des Verunglückten nicht mehr stammeln!"

Augustin von Orna schwieg zu diesen Mittheilungen seiner Mutter. Er wünschte mehr von Egbert zu erfahren, den er ja gar nicht kannte, und brachte deshalb das Gespräch wieder auf diesen, indem er sagte:

„In diesem selben Vorwerke lebt also jetzt mein unbekannter Bruder! Droht ihm keine Gefahr mehr, und wo hielt er sich als Flüchtling auf?"

Cornelie zögerte einige Augenblicke, ehe sie dem Domherrn erwiderte:

„Es ist wohl gut, daß ich von dieser Frage gleichsam überrumpelt werde. Es gibt doch kein dauerndes Glück, als das emporsprießt aus dem Wurzel-

gefaser der Wahrheit. Egbert's Hort und Schutz war Dein Oheim!"

„Wie machst Du mich doch reich, gütiger Gott, um mich zu entschädigen für ein langes Leben ohne jegliche Familienbande!" rief der Domherr und blickte dankend gen Himmel. „Du sendest mir in der beichtenden Büßerin eine Mutter, daß ich ihr die Sünde vergebe an Christi Statt und sie mich segne dafür als ihren Sohn; dann schenkst Du mir einen muthvollen Bruder und beglückst mich mit einem großmüthigen Oheim! Führe mich zu ihm, Mutter, damit auch er mich segne und die Liebe uns versöhne und verbinde für immerdar!"

„Diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen", versetzte Cornelie. „Der Herr der Skalhütte muß durch Andere erst vorbereitet werden, daß Domherr von Orna sein Neffe ist, und ich glaube, diese Vorbereitung dürfen wir Egbert überlassen. Berthold Rona ist kein gewöhnlicher Mensch; er hilft den Bedürftigen, speiset die Hungrigen, gewährt Flüchtigen eine Freistätte in seinem gastlichen Hause und — überwindet sich selbst!"

Der Domherr schloß die Mutter noch einmal in seine Arme.

„Gehe hin in Frieden!" sprach er, sich ebenfalls überwindend. „Ich werde warten, bis Rona mich ruft.

Grüße Bruder Egbert und lehre ihn mich lieben, auch ehe wir uns sehen! Wer begleitet Dich zurück nach Gampenstein?"

„Der treue Bote, der mich Dir brieflich anmeldete. Er wartet meiner in der Eremitage."

„So gebe ich Dir bis dahin das Geleit", sagte der Domherr. „Wir sehen uns hoffentlich befriedigter wieder in der Wohnung Rona's von Skal, von dem ich lernen will, wie man das Gesetz erfüllt, ohne es doch zu beobachten."

Eilftes Kapitel.

Sühne durch Liebe.

Sonnabend vor Pfingsten war gekommen. Nach alter Väter Sitte schmückten Land- und Stadtbewohner die Thüren und Zimmer ihrer Häuser mit grünen, duftigen Maien, die in dem waldreichen Lande in Ueberfluß vorhanden waren. Es gab freilich Unzählige, die bei Anlaß des schönsten Festes im ganzen Jahre unverzeihlich gegen den Buchstaben des Gesetzes verstießen. Gebirgsbewohner sind selten reich, wären sie es aber auch, so würden sie doch der Mehrzahl nach den Wald als eine gemeinsame Gabe Gottes betrachten, aus dem sich Jeder einmal ein grünes Birkenbäumchen zum Festschmuck für Pfingsten holen dürfe. Maien zu kaufen und zu verkaufen, ist in dieser Gegend nicht Sitte. Was Gott ohne Zuthun und Pflege der Menschen in freier Natur wachsen läßt, auf daß sich jedes Auge daran erfreuen kann, damit soll nicht schnöden Gewinnes wegen Handel getrieben werden.

Gegen Waldfrevel gibt es allerwärts strenge Gesetze, die auch regelmäßig streng gehandhabt werden; dem wirklichen Holzdiebe droht Zuchthausstrafe oder noch Schlimmeres, wenn er sich auf verbotenem Wege betreten läßt. Jäger und Förster aber wissen Unterschiede zu machen. Es ist ihnen bekannt — und sie selbst haben ja die eigene Erfahrung für sich — daß, wer sich ein schlankes Birkenbäumchen mit hellgrün schimmernder Blätterkrone abschneidet, kein Holz zu stehlen beabsichtigt.

Dennoch schleichen sich auch hier an einzelnen Orten Mißbräuche ein, die nicht geduldet werden können. Es liegt nun einmal in der Natur des Menschen ein Hang zur Unersättlichkeit, der auch in dem besten der Zügelung bedarf, soll er sich nicht manchmal in unangenehmer Weise bemerkbar machen.

Diese Beobachtung hatte Berthold Rona schon seit manchem Jahre gemacht und er machte sie immer von neuem, so oft das Fest der Pfingsten wiederkehrte. Zu Hunderten zogen die Menschen dann in die Wälder, am hellen Tage wie in der Abenddämmerung, um nach Herzenslust Maien zu schneiden, und da es der Unverständigen genug darunter gab, so artete das übliche Maienholen in eine unerlaubte Plünderung des Waldes aus.

Das Unerlaubte hätte Berthold Rona bei seiner

Art, die Welt zu betrachten, wohl übersehen, die Verstümmelung mancher schlank und vielversprechend aufgeschossenen Birke aber schmerzte ihn, als schnitte man tief in sein eigenes Fleisch. Und damit dieser Schmerz sich nicht alljährlich erneuern möge, ersann er ein Mittel, das nur in seinem Kopfe entspringen konnte.

Zur Skalhütte gehörte ein schönes Stück Waldland, dem auch eine Birkenschonung nicht fehlte. Rona verstand wenig vom Forstwesen, aber er sah doch darauf, daß sein Waldbesitz gedieh und in gutem Stande erhalten wurde. Nun gab es Nutzholz in dem von hohen Föhren eingeschlossenen Birkenwäldchen, von dem jährlich eine bestimmte Quantität geschlagen wurde. Die obern, schön grünen Zweige dieser zum Fällen bestimmten Bäume ließ der Herr der Skalhütte in der Woche vor Pfingsten ausschneiden, auf Wagen laden und, soweit der Vorrath reichte, unter die maienliebenden Gebirgsbewohner unentgeltlich vertheilen. Für diese Freigebigkeit erntete er den Dank und die Liebe Hunderter ein, und er mußte es sich schon gefallen lassen, daß alle zur Skalhütte gehörenden Baulichkeiten von dankbaren Händen am Pfingstsonnabend höchst reich und geschmackvoll mit auserlesenen Maien geschmückt wurden.

Diese Arbeit war jetzt beinahe beendigt. Nur am Gartenthore vor dem Wohnhause fehlten noch zwei

Maienbäume. Die Arbeiter hatten mit deren Aufpflanzung gezögert, weil sie den freigebigen Herrn damit überraschen wollten und dieser erst gegen sechs Uhr abends das Haus verließ, um mit seiner Tochter einen Gang ins Holz und von da nach der Kapelle zu machen, die er dem Andenken seiner verstorbenen Frau errichtet hatte.

Als die Leute sich sicher wußten, holten sie aus einem Versteck hinter der Glashütte zwei hohe junge Birken hervor, die dicht an der Wurzel abgehauen waren, und stellten sie zu beiden Seiten der Gartenpforte in große Kübel. Dabei überraschte sie Elias Moser, der geradeswegs aus dem Walde kam, wie sonst wieder Dornenstock und Ranzen tragend und seine ewige Maserpfeife rauchend.

„Herr Rona wird Euch für das Stück Arbeit da wenig Dank wissen“, sprach er, sich auf seinen Stock lehnend und die glatten, halbwüchsigen Stämme betrachtend. „Daß Ihr auch das verdammte Mausen nicht lassen könnt! ’s ist pur, als ob’s Euch im Blute säße!“

„Das thut’s auch, Moser, gerade wie Euch’s Botenlaufen in den Beinen sitzt“, versetzte ein schon ältlicher Mann. „Und was gibt’s dabei zu verwundern? Wir machen’s genau so, wie Herr Rona selber.“

„So?“ erwiderte Moser gedehnt und blickte den kecken Sprecher unheimlich finster an. „Ich wußte nicht, daß der Herr der Skalhütte unter die Schälke gegangen sei. Ist mir ganz was apart Neues, werd' mich aber forsch zusammennehmen und es ihm gleich rapportiren.“

„Thut, was Ihr wollt“, versetzte der vorige Sprecher, „ich werd' mich schon verdefendiren. Herr Rona hat ein Einsehen und von allen Dingen das richtige Verständniß.“

Moser ging, den Kopf mißbilligend schüttelnd, zwischen den Maienbäumen hindurch nach dem Hause. Die Thür stand offen, das Wohnzimmer aber war leer. Er fand Alles ganz so wieder, wie er es vor Weihnachten zuletzt verlassen hatte, nur schlang sich um die Brustbilder der beiden Brüder eine Guirlande aus frischem Immergrün, die ganz neuen Datums sein mußte.

Rona hatte inzwischen mit seiner Tochter die uns bekannte Kapelle besucht, vor deren Altar Lena, wenn es die Witterung irgend erlaubte, regelmäßig ihre Abendandacht zu verrichten pflegte. Heute dufteten auch an dieser stillen, Gott geweihten Stätte grüne Maien und der Altar war reich mit Blumen geschmückt.

Lena, am Arm ihres Vaters hängend, hörte, den Wiesenpfad entlang schreitend, aufmerksam auf die Worte, die Rona an sie richtete.

„Ich kenne Dein Herz, liebes Kind“, sagte er, „und tadle Dich nicht Deiner Gefühle wegen; loben jedoch kann ich sie auch nicht, weil das gegen meine Natur wäre. Halb und halb trage ich die Schuld dieser neuen Verwirrung, die mich um Dich am meisten besorgt macht. Du sagst, er sei ein seelenguter Mensch; hast Du aber auch schon seinen Charakter erprobt?“

„Du schenktest ihm volles Vertrauen, Vater“, entgegnete Lena unerschrocken, „und zu Dir habe ich immer wie zu einem Menschen aufgeblickt, der nicht fehlen könne!“

„Und doch irren wir alle täglich, stündlich, täuschen uns selbst und täuschen Andere! Hätte ich Egbert's Herkunft gekannt, so würde ich ungleich vorsichtiger gehandelt haben.“

„Hättest Du ihm die Thür gewiesen?“

„Das würde unmenschlich gewesen sein. Aber ich hätte den Herrn Baron als ein Geschöpf anderer Art behandelt, wie es die sogenannte Noblesse ja auch sein will; wäre immer höflich und kühl gegen ihn gewesen und hätte die Fensterladen Deines waldfrischen Gesichts verhangen, um ihn nicht neugierig zu machen. Nun hat der Fant erschaut, was ihn reizt, und Du findest, ein undankbares Mädchen sei noch schlechter als ein falscher Spieler!“

„Und ungefähr so denkt mein Vater auch“, sagte Lena, ihr seelenvolles Auge zu ihm erhebend. „Du fandest ebenso großes Wohlgefallen an Egbert von Gampenstein wie ich, und doch wußte ich auch nicht, wer er war und was er Dir einst werden sollte oder könnte!“

„Just dieser Name ist's, an den ich mich stoße“, erwiderte Rona mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Du kennst jetzt den Zusammenhang der Verhältnisse, die uns zu nahen Verwandten dieses Hauses machen, und dieser Zusammenhang, den ich leider nicht aufheben kann, hat nicht meinen Beifall.“

„Sind wir dafür verantwortlich zu machen, Vater?“ entgegnete Lena. „Wir alle, Egbert nicht ausgenommen, hatten ja keine Ahnung von diesen Verwickelungen! Und nun eine befriedigende Lösung nahe bevorsteht, wollen wir von neuem Unkraut säen und unser besseres Urtheil gefangen nehmen, weil die Eitelkeit unseres Herzens sich verletzt fühlt? Das widerspräche doch ganz Deinen Ansichten wie Deinem Streben und würde aussehen, als wolltest Du dem Domherrn Trotz bieten.“

Rona schritt eine Zeit lang schweigend neben der Tochter her. Dann sagte er, auf die von Maien umwehten Gebäude der Skalhütte zeigend, die an der Waldecke sichtbar wurden:

„Morgen feiern wir Pfingsten. Du kennst die Veranlassung und die Bedeutung dieses Festes, und ich finde, daß die Menschen, wollen sie ihre Bestimmung wirklich erfüllen, gut thun, wenn sie unwandelbar daran festhalten. Ohne Geist kommt nichts zu Stande auf Erden; von dem aber, was zu Stande kommt, hat nur das vom heiligen Geist Durchwehte, Getragene und Erleuchtete Dauer! Mich verlangt, den Domherrn zu sprechen, der uns morgen besuchen will. Der Eindruck, den er auf mich machen wird, soll meinen Entschluß bestimmen. Bis dahin dringe nicht in mich, sondern harre und hoffe! Trügt Dich die Hoffnung, so lasse Dir von dem Vetter Domherrn erklären, welch tiefer Segen in solchen Täuschungen liegt, die wie kältende Wolken über unser Herz laufen. Auch von Gampenstein müssen Nachrichten bis morgen eintreffen. Ich hoffe, daß sie uns nicht warten lassen. Der Freiherr hindert ihr Kommen wenigstens nicht. Er ist auf Reisen gegangen, wie Egbert mir meldet, und es scheint nicht, daß er die Absicht hat, Gampenstein sobald wiederzusehen. Was der von ihm schriftlich zurückgelassene Befehl, sein Zimmer erst drei Wochen nach seiner Abreise zu öffnen, bedeuten soll, läßt sich freilich nicht errathen. Auch den Ablauf dieses Termins werden wir abwarten müssen, ehe wir zuversichtlich das letzte Wort sprechen können."

Vater und Tochter hatten die Skalhütte erreicht. Die Sonne ging eben unter und tauchte Berg, Wald und Thal in purpurne Glut. Aus dem flutenden Sonnenäther erhob sich das blitzende Kupferdach der Kuppelkirche von Gablona, wohin Lena sehnsüchtigen Blickes schaute.

Rona blieb stehen und maß die hohen, schönen Birkenstämme mit großen Augen.

„Wer hat mir nun das gethan?“ sprach er. „Es kann mir damit das ganze Fest verdorben werden. Ich wette, irgend ein waghalsiger Bursche, dem es mit dem Schmuggeln glückte, hat Hals und Kragen daran gesetzt, um diese prächtigen Stämmchen aus reinem Uebermuth ums Leben auf sonniger Bergeshöh' zu bringen!“

An den Lagerhäusern fand Rona die von der Arbeit Ruhenden. Der finstere Ausdruck seines Gesichts schon sagte diesen, daß sie eine harte Anrede zu gewärtigen hätten. Dieser kam der Mann, welcher mit Moser gesprochen hatte, zuvor.

„Blicken Sie nicht so unzufrieden in die Welt, Herr von Skal“, sagte er. „Die Birken dort, die Sie ärgern, sind mein rechtmäßiges Eigenthum. Weil ich die paar Fuß Erde, in der sie wurzelten, verkaufen muß und die Stämmchen, an denen ich jahrelang meine Freude hatte, nicht mit veräußern will, hieb ich

sie ab. Das Fest hindurch sollen sie den Eingang Ihres Hauses zieren, zum Winter helfen sie mir die Stube heizen, wenn dann nicht der liebe Herrgott die Sorge für mich ganz allein übernommen hat."

Rona drückte dem Alten schweigend die Hand und trat dann mit erheiterter Miene in den Garten seines Hauses. In der Thür erschien die Gestalt Moser's.

„Wir finden Nachricht vor von Gampenstein", sagte er zu Lena und beschleunigte seine Schritte. Er nahm es als ein gutes Zeichen, daß er Moser mit der Pfeife im Munde erblickte, welche dieser erst in die Seitentasche seiner Jacke versenkte, als ihm der Herr der Skalhütte die Hand zum Gruße bot.

„Sie kommen?" fragte er erwartungsvoll.

„Die Gnädige mit sammt dem jungen Herrn", entgegnete Moser, Lena, die scheu zur Seite getreten war, eigenthümlich schlau anblinzelnd. „Hier sind meine Beglaubigungen."

Er legte zwei Briefe in Rona's Hände. Einer derselben war von der Baronin an den Herrn der Skalhütte gerichtet, der zweite trug Lena's Adresse. Sein Schreiber war Egbert.

Der Vater zeigte der erröthenden Tochter diesen zweiten Brief, steckte ihn aber zu sich.

„Es kommt auf den Inhalt dieses Schreibens

an, liebes Kind", sprach er, „ob ich heute oder erst morgen Deine Neugierde befriedigen kann. Wie geht es Elfrieden und dem wackern Pabst?"

„Ich denke, so gut, Herr von Skal, daß sie beide Sünde thun würden, wollten sie sich's noch besser wünschen", erwiderte Moser. „Selbst meine Alte, die ich immer nur resolut kannte und die ich im Leben noch niemals weinen sah, war, als ich fortging, gerührt. Freilich, die letzten Wochen haben ihr arg zugesetzt, und daß die Baronin ihr kein Wort des Vorwurfs gesagt hat, nun Alles offenbar geworden ist, macht ihr das Herz auch wärmer schlagen. Wäre sie keine Sektirerin, die kaum recht weiß, was ihr gelehrt worden ist, so ließ ich sie auch einmal dort hinüber wallfahrten. Ohne Demuth und Buße der Gnädigen wären wir doch nie ans Ziel gelangt!"

Rona ging in sein Privatzimmer. An dem alten Schreibtische, wo er Egbert die traurige Geschichte seines Bruders erzählt hatte, ohne zu ahnen, daß die junge vornehme Dame, die ihn ins Unglück stürzte, die Mutter seines Zuhörers sei, las er den Brief der Baronin.

Cornelie von Gampenstein schrieb:

„Wenn diese Zeilen in Ihre Hände kommen, edler Mann, habe ich mit der Welt meine Rechnung abgeschlossen. Es ist mir über Verdienst viel vergeben

worden, und für das Böse, das ich oft gethan habe, hat man mir Gutes erwiesen. Zu meinem Frieden bedarf es noch der Erfüllung zweier Wünsche, die mir sehr am Herzen liegen, mir aber auch noch bange Stunden machen. Es wird zumeist von Ihnen abhängen, edler, großherziger Mann, ob ich erwarten darf, daß Sie auf die Bitte einer Unwürdigen hören. Wenn mir Egbert von Ihnen erzählt, gebe ich mich diesem erhebenden Gedanken hin, und dann fühle ich mich glücklich. In der Einsamkeit freilich, wenn die Schreckgestalten einer unheimlichen Vergangenheit mich grinsend und höhnend umtanzen, will oft das alte Chaos wieder über mich hereinbrechen, und dann rettet mich nur die geistige Flucht nach Gablona.

Egbert hat mir gesagt, daß Sie dem Andenken Ihrer verstorbenen Gemahlin eine Kapelle am Abhange der Skalhalde gewidmet haben. Vor dem Altar dieser Kapelle wechselte mein Sohn die ersten Worte mit Ihrer Tochter. Es war ein Zufall, welcher die jungen Leute sich gerade an einem Orte finden ließ, den für gewöhnlich die Jugend nicht allzu häufig sucht, weil das ungestüm klopfende Herz andere Wünsche hegt und sie auch geraume Zeit hegen muß, um sich zu stählen für den Riesenkampf in der Wildniß des von Leidenschaften und Täuschungen schrecklichster Art erfüllten Lebens. Mehr als Zufall aber nenne ich es,

daß jene erste Begegnung zwei Herzen sich finden ließ, die sich verstanden, noch ehe sie an einander geruht hatten!

Berthold Rona von Skal, es spricht zu Ihnen eine Mutter, die Buße that, schwere Buße zu den Füßen ihres Sohnes, den sie aus Leidenschaft in die Wildniß des Lebens hinausstieß und der sie dennoch segnete, obwohl er die Mutter in ihr erkannte! Das sind Zeichen von oben, die wir beachten sollen! Sie sind die Verkündiger des großen Wunders, das sich in dem Walten der Vorsehung immer von neuem vollzieht und das Niemand anzweifelt, über das Niemand erstaunt, weil es allen so natürlich vorkommt wie der Wechsel von Tag und Nacht, von Wachen und Schlafen. Würde es wohlgethan, recht, weise, human sein in dem Sinne, wie Sie es selbst sind, edler Mann, wenn wir versuchen wollten, der Vorsehung meisternd entgegen zu treten? Ich glaube nicht und bin deshalb dafür, daß man dem Wunder der Herzensbegegnung freien Lauf läßt.

Domherr von Orna wird am ersten Pfingsttage seinen einzigen Bruder und seine einzige Cousine kennen lernen. Er soll von mir erfahren, wie sie sich fanden, und sagt dann der Priester, dessen gesalbtes Haupt die Weihen empfing, der Tag des Findungsfestes zweier Herzen verdiene ebenso gut gefeiert zu

werden, wie das Findungsfest eines Gnadenbildes, so werde ich dieses Wort des Priesters und Sohnes segnen und ihm den Werth eines prophetischen beilegen.

Der Freiherr hat an mich und an Egbert geschrieben. Er meldet uns, daß er sich demnächst nach Amerika einschiffen und die nächsten Jahre dort verleben werde. Die Verwaltung der Güter soll mein Sohn übernehmen. Es fehlt ihm also, wie Sie sehen, nicht an der praktischen Thätigkeit, die Sie als die Grundlage aller wahrhaften Weltbeglückung bezeichnen. Daß Egbert sich derselben mit ganzer Seele hingeben lerne, möge die Liebe ihn lehren!"

Rona legte das Schreiben Egbert's an seine Tochter in den Brief der Baronin und übergab beide Lena.

„Für mich?" fragte die Tochter, innerlich erbebend.

„Für Dich, zur Lectüre und zur Beherzigung! Deine Gedanken aber sollst Du bis morgen für Dich behalten."

Lena verbrachte eine unruhige und doch überaus glückliche Nacht. Schon mit Aufgang der Sonne eilte sie durch die thaufrischen Wiesen nach der Kapelle, um ein inbrünstiges Gebet zu sprechen. Als sie zurückging, hallte vom Süden herüber das melodische Geläut der Glocken in Gablona.

„Ich soll ihn wiedersehen", sprach sie unter stärkerem Klopfen ihres Herzens, „und sein Wort soll für mich die Bedeutung eines Urtheilsspruchs haben! Wenn er Gott und Menschen wahrhaft liebt, kann ich ihm vertrauensvoll ins Auge schauen!"

Gegen Mittag langte Cornelie von Gampenstein mit Egbert in der Skalhütte an, eine Stunde später Augustin von Orna.

Die Baronin legte die Hände Rona's und des Domherrn in einander, indem sie sprach:

„Liebet Euch und sorget, daß allen denen, die zu Euch stehen, die Liebe, welche Segen bringt und Frieden, nie verloren gehe!"

Darauf winkte sie Lena und Egbert und führte sie, des Domherrn Hand erfassend, zu dem Bilde Joseph's.

„Das ist Dein Vater, Augustin", sagte sie mit großer Bewegung. „Er hat Dich nie mit leiblichem Auge gesehen, sein geistiges Auge aber hat Dich zu dem gemacht, was Du Dir selbst, Deiner Mutter und der Welt geworden bist! Was glaubst Du, daß, lebte er noch, diese Beiden von ihm hören würden?"

„Dasselbe Wort, das mir die Mutter ans Herz legte", versetzte der Domherr, drückte Egbert und Lena die Hände und fügte sie dann mit einem Segensspruche zusammen.

Auf Corneliens Wunsch las der Domherr vor seiner Abreise aus der Skalhütte in der Kapelle am Waldessaume eine stille Messe, der sich auch Rona und Moser nicht entzogen. Im Juli, an demselben Tage, welcher Egbert zum Herrn der Skalhütte führte, segnete Domherr Augustin von Orna in der Kirche des heiligen Nepomuk zu Gablona Lena und Egbert als Brautpaar ein. Diesem feierlichen Acte wohnten außer den nächsten Verwandten nur Moser, dessen Frau und Tochter und der Pachter Pabst, Elfriedens Verlobter, bei. Die redegewandte Frau Liddy Marbold war nicht rechtzeitig mit ihrer Toilette fertig geworden, die Küche hatte sie zu lange festgehalten. Sie kam erst, als der junge Herr von Gampenstein schon den Ring mit seiner schönen Braut gewechselt hatte. Dafür war aber auch das Hochzeitsmahl, das in dem geräumigen, luftigen Saale der Eremitage ausgerichtet wurde, welche der Obergärtner Marbold zu diesem Behufe mit einem Wald von Blumen umgeben hatte, tadellos, ja über alles Lob erhaben. Frau Liddy feierte einen ihrer herrlichsten Triumphe als Kochkünstlerin und übernahm sich bei den vielen Schmeicheleien, die man ihr sagte, so sehr in Knixen, daß sie sich abends kaum mehr aufrecht erhalten konnte.

Nach einer kurzen Hochzeitsreise mit Lena hielt Egbert seinen Einzug auf Schloß Gampenstein. Als

er das Zimmer seines Vaters öffnete, fand er auf dessen Schreibtische eine versiegelte Rolle, welche die Adresse seiner Mutter trug. Der gehorsame Sohn sandte dieselbe sogleich durch Moser, der bei dem Einzuge der jungen Herrschaft nicht fehlen mochte und Egbert seine guten Dienste anbot, nach dem Vorwerke bei der Lochbuche, wo Cornelie den Rest des Jahres in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen wünschte. Die Rolle enthielt die ihr geraubten Briefe Aaron's.

Unter Strömen von Thränen las Cornelie die glückverheißenden Worte des längst Verstorbenen nochmals durch, siegelte sie dann abermals ein und sendete sie zugleich mit dem von ihrem eigenen Portrait verdeckten Bilde Joseph's durch Elias Moser an den Domherrn von Orna.

Ein Jahr später verhüllte Cornelie mit eigener Hand das reizende Bild, das sie als Mädchen darstellte, nahm Abschied von Egbert und Lena, besuchte noch einmal die Skalhütte und ging dann nach Gablona, wo sie eine lange Unterredung mit dem Domherrn hatte.

Später erfuhren Sohn und Schwiegertochter, daß Cornelie von Gampenstein in Genua den Schleier genommen habe.

Ende.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.